DISKUS

FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

8. Jahrgang – Heft 1 – Preis 10 Pfg. XXX Januar 1958 Verlagsort Frankfurt a. M.

Doktoren vom Fließband

Was hat die Universität mit den gesetzlichen Normen zu tun, welche die Ausbildung der Volks- und Mittellschullehrer regeln? Im allgemeinen so gut wie nichts. Fast überall ist sie von der Ausbildung der Volks- und Mittelschullehrer ausgeschlossen und hat es nur mit den zukünftigen Studienräten zu tun.

Aber der Entwurf eines neuen Volks- und Mittelschullehrerbildungsgesetzes, der im Dezember den Hessischen Landtag in erster Lesung passierte, geht die Universität in stärkstem Maße an. Und das, obgleich sie durch das Gesetz keineswegs zur Stätte der Volksschullehrerausbildung gemacht werden soll.

In der Dezember-Nummer des DISKUS hat Herr Siegfried König den Entwurf des Hessischen Kultusministeriums temperamentvoll, aber nicht ohne sachliche Irrtümer begrüßt. Ohne auf seinen Beitrag näher einzugehen, wollen wir hier über einige Punkte des Gesetzentwurfs diskutieren, und deshalb auf eine Betrachtung des Prüfungswesens, der Ausbildung der Studienreferendare, verzichten.

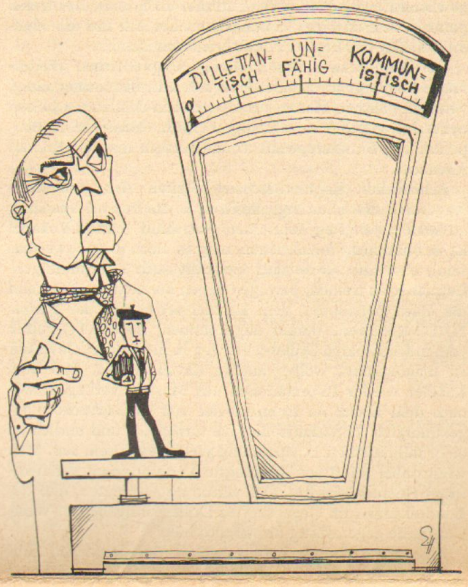
Der Gesetzentwurf sieht die Errichtung einer einzigen großen „Hochschule für Erziehung" vor, die an die Stelle der bisherigen hessischen Lehrerbildungsanstalten treten soll. Diese Hochschule soll Promotions- und Habilitationsrecht erhalten. Ein fakultativer Weg soll gegebenenfalls von dieser Ausbildungsstätte aller Volks- und Mittelschullehrer in das höhere Lehramt führen. Schließlich ist die Errichtung eines einheitlichen Landesprüfungsamtes für alle Schulzweige (außer Sonderschulen) vorgesehen.

Seit Jahren schon wird auf Mängel der Ausbildung der Volksschullehrer in der jetzigen Form hingewiesen. Alle Parteien fordern daher Abhilfe, und jeder vernünftig Denkende muß solchen Bestrebungen zustimmen. Aber der Gesetzentwurf geht weit über dieses Ziel hinaus. Hier soll eine neue Hochschule begründet werden, die den drei hessischen Universitäten und der Technischen Hochschule Darmstadt gleichgestellt sein soll. Aber die geplante „Hochschule für Erziehung" entspricht nach ihren formalen Merkmalen (§ 9 bis 15) nicht der Organisation der Universitäten und Technischen Hochschulen. Sie ist nicht einmal Körperschaft öffentlichen Rechtes!

Organisatorische Mängel sind etwas Äußerliches. Man könnte sie abstellen; freilich wäre der Preis dafür wohl eine Einschränkung der staatlichen Kontrolle der Volksschullehrerausbildung. Wichtiger, ja, geradezu entscheidend ist, daß das Prinzip der beabsichtigten „Hochschule für Erziehung" mit dem Prinzip aller Universitäten und Technischen Hochschulen nicht vereinbar sein kann. Denn hier herrscht der Primat der reinen Wissenschaft, die Einheit von Forschung und Lehre. (Nur wer diese Dinge allein von außen kennt, kann daraus der Universität den Vorwurf eines l'art pour l'art machen.) In der Volksschullehrerausbildung werden aber notwendigerweise alle Fachwissenschaften, soweit sie überhaupt in Frage kommen, ihres besonderen Charakters entkleidet. Sie werden Objekte einer jeweiligen „Fachdidaktik". Das ist kein Vorwurf und keine Deklassierung der Lehrerbildungsakademien. Es ist aber eine andere Sache, und man sollte Verschiedenes nicht vermischen.

Die Schulung für die erzieherische Aufgabe an Volks- und Mittelschulen ist nach dem Entwurf das Ziel der geplanten „Hochschule für Erziehung". Das ist gewiß ein großes und wichtiges Ziel. Hier liegt der Zweck: von der postulierten

(Fortsetzung Seite 7)



Geschmuggelte Studentenzeitung

Als die erste Nachricht über den Vertrieb der Studentenzeitung „tua res" an den West-Berliner Universitäten zu uns gelangte, hätte man für einen Augenblick glauben können, der von verschiedenen westdeutschen Studentenzeitungen früher nutzlos versuchte Zeitungsaustausch mit Mitteldeutschland sei überraschenderweise endlich geglückt. Denn zunächst sah es so aus, als hätten die Herausgeber der neugegründeten Ost-Berliner Studentenzeitung gewissermaßen als Probe aufs Exempel von den West-Berliner Universitäten die Erlaubnis erhalten, ihr Blatt dort zu verkaufen und die Humboldt-Universität sich gleichzeitig dazu entschlossen, westliche Studentenblätter ihren Studenten zugänglich zu machen. Eine Sensation wäre dies schon deshalb gewesen, weil eine solche Aktion ganz der derzeitigen restriktiven Politik der Zonenregierung in allen Deutschland betreffenden Fragen widersprochen hätte.

Unsere Zweifel waren berechtigt, denn beim näheren Hinsehen erwies sich die Aktion als Musterbeispiel eines kommunistischen Überrumpelungsmanövers. Einer unserer Berliner Mitarbeiter berichtete uns, daß Ende Oktober zum ersten Male die vom Westbüro der FDJ geschriebene Zeitschrift „tua res" an der Freien und an der Technischen Universität in Berlin verteilt wurde. Die erste Nummer war gut getarnt, denn als Herausgeber firmierte ein „Studienkreis für Berliner Hochschulfragen". Ein Impressum gab es nicht. In der zweiten Nummer, die nicht lange auf sich warten ließ, war immerhin schon eine Ost-Berliner Anschrift der Redaktion zu finden; aber noch fehlten die Namen des Druckers und Verlegers, sowie die Angaben über den verantwortlichen Redakteur. Nach zuverlässigen Informationen ist es Hermann Kant, ein früherer Assistent des nach dem Westen geflohenen Professors Kantorowicz.

Nach vorliegenden Berichten ist die Zeitung „tua res" an der Ost-Berliner Humboldt-Universität bisher nicht verteilt worden, obwohl sie vom Studienkreis für Berliner Hochschulfragen herausgegeben wird und die Redaktion in Ost-Berlin sitzt. Der Inhalt ist ausschließlich auf die Verhältnisse im Westen und an den West-Berliner Universitäten zugeschnitten. Man poltert gegen das Stipendienwesen in der Bundesrepublik und gegen die Korporierten, man hat etwas gegen den Atomreaktorbau in Berlin-Wannsee und marschiert (im Geist) vom Henry-Ford-Bau der Freien Universität nach Little Rock. Der Ton der Zeitschrift ist im ganzen erstaunlich milde: die sonst im Osten üblichen groben Angriffe auf deutsche Politiker sind genauso wenig zu finden wie andere kommunistische Schlagworte. Würde die Zeitung „tua res" in der Zone verteilt werden, würde sie bei dieser Tatsache ungewöhnliches Aufsehen erregen. Diesem Umstand haben es wohl auch die Anfang Dezember bei der Verteilung des illegalen Blattes festgenommenen elf Ost-Berliner Studenten zu danken, daß der Staatsanwalt sie nach einigen Tagen laufen ließ und das Verfahren wegen Mangels an Beweisen einstellte. Bei ähnlicher Gelegenheit war Mitte November schon eine junge Dame vom Pförtner der Freien Universität festgehalten worden. Sie konnte aber bald wieder ausreißen.

Ähnlich geräuschvoll verlief die Aktion an der Technischen Universität. Nach der Festnahme einiger Zeitungsverteiler erschienen bei der Studentenvertretung mehrere Delegationen der Humboldt-Universität, um gegen die Verhaftungen zu protestieren. Dabei entwickelte sich sozusagen ein „gesamtdeutsches Gespräch". Die Studenten der Technischen Universität erklärten sich nämlich bereit, ihren Widerspruch gegen den Vertrieb des seltsam kultivierten Blättchens aufzugeben, wenn es den Studenten der Humboldt-Universität gestattet würde, West-Berliner und westdeutsche Studentenzeitungen ungehindert zu kaufen. Dieser Vorschlag war überdies Inhalt eines offenen Briefes an den „Studienkreis für Berliner Hochschulfragen", die Institution, die zum Zwecke der Herausgabe von „tua res" in Ost-Berlin gegründet worden war.

Ost-Berlin reagierte bisher nicht darauf und wird es in Zukunft wohl auch nicht tun, es sei denn, man betrachte die nächste illegale Verteilung von „tua res" als bemerkenswert, was allerdings hieße, eine Banalität ernst zu nehmen. OS.

Pädagogischer Frohsinn

In einem Brief, dessen Verfasser wir kennen und an dessen Zuverlässigkeit zu zweifeln wir keinen Grund haben, erfahren wir, daß auf einer Direktorenkonferenz der höheren Schulen Frankfurts unser Artikel „Volontäre der Pädagogik" von Horst Helmut Kaiser (November-DISKUS 1957, S. 1/2) als beleidigend charakterisiert und der Verfasser als ostzonenverdächtig hingestellt worden sei. Da die Information, die wir mit dem Brief erhalten haben, nicht als offizielle Meinung der Direktorenkonferenz betrachtet werden kann, wollen wir nur darauf hinweisen, daß der Beschluß, das Problem der Referendare zu behandeln, auf einer Redaktionskonferenz gefaßt wurde. Ebenso wurde der fertige Bericht als Meinungsäußerung mit der Zustimmung der Redaktion veröffentlicht.

Will man nun noch weiter den abwegigen Verdacht der östlichen Inspiration aufrechterhalten, dann wäre die ganze Redaktion Opfer einer Diffamierung. Zum Glück aber scheinen nur in den Köpfen einiger Herren, die wir nicht repräsentativ für die gesamte Frankfurter Lehrerschaft halten, autoritäre Auffassungen vom politischen Leben zu bestehen, wie wir sie in unserem Beitrag, ob mit Glück oder nicht, versuchten zu kritisieren. Wie es scheint, noch viel zu vorsichtig. Denn der Versuch, die dargestellte Ansicht, über deren Bedingtheit wir uns selbst im klaren sind, mit dem Hinweis auf eine mögliche östliche Inspiration abzudrosseln, erinnert uns an Praktiken, wie sie nur in totalitären Regimen von rechts bis links geübt werden.

Statt den Ost-West-Gegensatz völlig zu Unrecht hervorzukehren, wohl um damit der Diskussion zu entgehen, scheint es uns viel wichtiger zu sein, bei der Beurteilung der „Volontäre der Pädagogik" von immanent-pädagogischen Gesichtspunkten auszugehen. Hier aber vermissen wir außer der Versicherung des „Frohsinns, der allgemein unter den Referendaren" herrsche (siehe auch Zuschrift auf Seite 7), die Entgegnungen, die unseren Beitrag wirklich in seinen entscheidenden Punkten entkräften. Unterstellen wir nun noch einen Augenblick, daß der Verfasser, statt vom Osten oder Westen zu sein, vielleicht selber Referendar werden wollte, so würden wir ihm nicht unbedingt raten, dies zu tun. Wir haben überdies die stärksten Bedenken, wie die Kritik der Referendare aufgenommen würde, wenn sie ihre Meinung selbst unmittelbar im DISKUS äußern würden.

Die Redaktion

Man sagt in Bonn ...

In den zahllosen Räumen des Bonner Auswärtigen Amtes in der Koblenzer Straße hat endlich ein frisches „Ostlüftchen" seinen Einzug gehalten. Die ersten Luftbewegungen waren zu verspüren, als die Ostabteilung des Auswärtigen Amtes in den vergangenen Wochen erweitert und personell verstärkt wurde. So etwas ist in Bonn nicht einfach, denn kaum eines der in der NATO zusammengefaßten Länder ist so arm an unbelasteten, guten, diplomatischen Rußland-Experten. In eingeweihten Kreisen Bonns spricht man von vier einigermaßen überdurchschnittlichen Rußland-Kennern.

Die Regierung Adenauer hatte sich jahrelang gegen den Vorwurf zu verteidigen, sie vernachlässige bewußt die Beziehungen zu den östlichen Nachbarländern Deutschlands, um sich dafür mit um so mehr Liebe und Hingabe der Fäden nach Washington, London und Paris anzunehmen. Jetzt plötzlich vollführt diese Regierung nahezu eine Kehrtwendung auf dem Absatz, um die bisher so stiefmütterlich behandelten Beziehungen zum Osten eingehend unter die Lupe zu nehmen. Dieser Vorgang wird aus der Nähe aus gewissen Einzelheiten noch deutlicher erkennbar, als für den politisch interessierten Zeitungsleser, der sich nur am allgemeinen Zug der Bonner Politik orientieren kann.

Der Impuls zu dieser Drehung der politischen Wetterfahne Bonns geht, darüber sind sich alle Beobachter einig, von dem gleichen Manne aus, den man in den letzten Jahren beharrlich für die so einseitig westlich orientierte Außenpolitik der Bundesrepublik verantwortlich machte: Konrad Adenauer.

Erhebliches Kopfzerbrechen bereiten den politischen Auguren Bonns allerdings die Gründe, die Konrad Adenauer zu seinem jüngsten „einsamen Entschluß" (diese Vokabel ist in Bonn nicht totzukriegen, mag sie noch so unbeweisbar sein), eine intensivere und vielleicht auch eigenständigere Ostpolitik zu treiben, bewogen haben könnten. — Während die einen behaupten, dem Kanzler sei es auf der Pariser NATO-Konferenz darauf angekommen, die NATO-Politik vom unfruchtbaren Dulles-Kurs weg in fließendere Gewässer zu manövrieren, wollen andere davon wissen, daß dem Kanzler wieder Informationen aus Moskau vorliegen, wonach dem Kreml im Interesse der von Chruschtschow angekündigten Wirtschaftsoffensive tatsächlich und ehrlich an einer militärischen Entspannung viel gelegen sein soll. Man weist dabei sofort auf die jüngste Verminderung der russischen Heeresstärke hin. Das würde also bedeuten, daß der Bundeskanzler im Gegensatz zu Dulles sinnvolle Ost-West-Gespräche gegenwärtig für möglich hält.

Eine dritte Gruppe endlich will in der deutlichen Hinwendung Bonns zur Ostpolitik ein innenpolitisches Manöver des Kanzlers sehen, der sich wieder mit Erfolg in die richtige Windrichtung stelle und damit auf der bewährten Linie fortfahre, seiner Opposition die Argumente von der Zunge zu nehmen. Es läßt sich ja nicht bestreiten, daß die Stimmen, die einer konstruktiveren Haltung gegenüber Moskau das Wort reden und daher zweiseitige Gespräche mit dem Kreml befürworten, an Zahl ständig zunehmen. Das Volk ist des Kalten Krieges müde. Seinen eifrigsten Fürsprecher hat dieser Teil der öffentlichen Meinung in der Hamburger Tageszeitung „Die Welt" gefunden. Nachdem das Blatt schon in den letzten Wochen nicht müde geworden war, Ermunterungspüffe für ernsthafte Ost-West-Gespräche zu verteilen, setzte es diesen Bemühungen am 2. Januar mit einem Leitartikel Gösta von Uexkülls die Krone auf. Dieser Artikel, der in Bonn einiges Aufsehen erregte, stellte ein geradezu leidenschaftliches Plädoyer für den Plan des polnischen Außenministers Rapacki dar, so leidenschaftlich, daß man sich fragen mußte, ob so viel Leidenschaft in der Politik angebracht ist. „Die Welt" mußte sich deshalb am folgenden Tage in einem säuerlichen Kommentar von der Konkurrenz, der „Frankfurter Allgemeinen", sagen lassen, daß „einer ernsthaften Verhandlung das nervöse Propagieren bestimmter Projekte eher schädlich als förderlich sein kann".

Ob nun Gespräche mit Moskau im Augenblick Aussicht auf Erfolg haben oder nicht — wer wollte das heute voraussagen? Fest steht aber, daß ein großer Teil des Volkes solche Gespräche als „letzten Versuch" wünscht. Der Kanzler hat sich dieser Woge öffentlicher Meinung geschickt vorangestellt.

Das ändert nichts an der Tatsache, daß man in Kreisen der Regierungspartei und vor allem des Palais Schaumburg weder dem Rapacki-Plan noch dem Vorschlag des britischen Premierministers Macmillan, einen Nichtangriffspakt zwischen Ost und West abzuschließen, entscheidenden Wert beimißt. Man hält beide Vorschläge nur insoweit für nützlich, als sie vielleicht geeignet sind, die kommenden Gespräche um andere Argumente zu bereichern. Dazu gehört in erster Linie die kontrollierte, schrittweise Abrüstung, verbunden mit der Wiedervereinigung.

Damit wäre wieder einmal der Kern- und Leitsatz der Bonner Ostpolitik fein säuberlich aus dem Stanniol tagespolitisch-propagandistischer Verwirrung gepellt. Dieser Kernsatz, darüber muß man sich klar sein, wird trotz aller taktischen Manöver unverändert bleiben, solange Konrad Adenauer Regierungschef ist. Er lautet: Bonn wird auch im Glanze des neuen Make-up seiner Ostpolitik eisern daran festhalten, daß der NATO-Ring so lange nicht entscheidend gelockert und geschwächt werden darf, wie in Moskau keine eindeutige und aufrichtige Bereitschaft zu Entspannung und Abrüstung zu erkennen ist. Die Frage nach der Wiedervereinigung beantwortet sich damit von selbst.

Bgt.

... und in Deutschlands Hauptstadt

Wenn es eines Beweises bedurft hätte, daß die internationale Politik seit Jahren auf einem toten Punkt angelangt ist, so erhielt ich ihn heute morgen. Ich hatte mir aus dem Archiv die Mappe mit dem Stichwort „Neujahrsbotschaften" bringen lassen und geriet durch Zufall an die des Jahres 1955, ohne den Irrtum früher als nach der Lektüre eines halben Dutzends dieser Botschaften zu bemerken. Neugierig geworden, blätterte ich weiter zurück und fand: von kleinen, redaktionellen Änderungen abgesehen, könnten die Politiker noch heute ihre Neujahrsbotschaften aus den vorangegangenen Jahren bis zurück zum Jahre 1952 (etwa) verwenden.

FRANKFURTER BÜCHERSTUBE
SCHUMANN U. COBET
Frankfurt am Main · Börsenstr. 2-4 · Fernsprecher 21494

Seit dieser Zeit also stagniert die internationale Politik. Seit dieser Zeit benutzt sie auf allen Seiten das gleiche phantasielose Vokabular, wie erfolglos es sich auch immer erwiesen hat. Seit dieser Zeit hat sich die Machtkonstellation in keinem wesentlichen Punkte verändert. Seit dieser Zeit wird verhandelt — aber mehr oder minder nur mit dem Ziel, der anderen Seite mangelnde Verhandlungsbereitschaft nachzuweisen. Seit dieser Zeit wird in den Botschaften zum Jahreswechsel vornehmlich der deutschen Politiker die Wiedervereinigung beschworen — und dann ein Jahr lang viel getan, was sie immer aussichtsloser machte. Mit der Abrüstung, der Verständigung, dem Frieden usw. ist es ähnlich.

Dies jedenfalls ist der Eindruck für denjenigen, der sich an die Tatsachen hält. Seine Skepsis ist berechtigt. Gleichwohl — so meinen wir — hat das Jahr 1957 einige Anzeichen gebracht, die die Richtigkeit des alten Satzes bestätigen, daß es in der Politik einen Status quo auf die Dauer nicht gibt. Es hat sich gezeigt, daß die Völker der verhärteten Standpunkte überdrüssig geworden und jeder Initiative gegenüber aufgeschlossen sind, die der Hoffnung Nahrung gibt, daß die Neujahrsbotschaften für das nächste Jahr nicht mehr denen der vorangegangenen gleichen.

Eine Diskussion hat eingesetzt, zögernd noch und von verantwortlicher Seite nur wenig ermutigt. Sie hat noch kaum von einem Block zum anderen begonnen, aber doch immerhin innerhalb der gegnerischen Lager. Innerhalb des Sowjetblocks begann sie im Grunde bereits im vergangenen Jahr. Die Ereignisse in Ungarn schien sie zunächst abzudrosseln, doch ist sie — kräftiger als erwartet — in diesem Jahr wieder aufgelebt und erreichte ihren Höhepunkt während der Sitzung im Anschluß an die Feiern zum 40. Jahrestag der Oktoberrevolution. Die heftig vorgetragene Forderung der Moskauer Funktionäre auf Einheit und monolithischen Zusammenhalt der marxistischen Parteien fanden keineswegs die erwartete Zustimmung — das Ausmaß dieses Mißerfolges wird deutlich, wenn man die äußerst scharfen Angriffe verfolgt, mit denen die „Prawda" seit eben jener Tagung den Nationalkommunismus als Form des „Trotzkismus" und „Sozialdemokratismus" attackiert, jene ab- und aufweichlerische Position, von der Wilhelm Pieck einmal vor Zeiten gesagt hat, sie sei „die Syphilis der Komintern". Wie gering jedoch der Eindruck dieser Angriffe ist, geht andererseits aus der verblüffend selbstbewußten Rede hervor, mit der Gomulka kürzlich Rechenschaft vor dem Sejm abgelegt hat. Ganz offensichtlich ist hier eine echte Diskussion im Gange.

Ähnliche Entwicklungen hat das Jahr 1957 im Westen gebracht. Gewiß, wir sind Skeptiker und keineswegs der voreiligen Ansicht, daß die Worte Adenauers während der Pariser NATO-Konferenz bereits das Zeichen einer selbständigen Initiative der Bundesregierung darstellen. Viel bezeichnender als die Ereignisse während der NATO-Konferenz selbst, die tatsächlich eine gewisse Ähnlichkeit mit der Moskauer Zusammenkunft aufweist, erscheint es uns, daß seit einiger Zeit in Reden, diplomatischen Äußerungen, Leitartikeln und Parlamentsdebatten vor allem der angelsächsischen Welt immer häufiger ein neuer Begriff auftaucht, der Begriff „Disengagement". Er bezeichnet die Möglichkeit des Herauslösens eines Teiles von Europa aus dem unmittelbaren Machtbereich der beiden Militärblöcke — so hat es Karl Silex, der Chefredakteur des „Tagesspiegels", definiert. Daß die vor kurzem doch noch verpönte Überlegung, die hinter diesem Begriff steht, allen Ernstes diskutiert werden kann, ohne daß ihre Verfechter sich diffamierenden Vorwürfen gegenübersehen, scheint uns ein Fortschritt. Gewiß ist damit noch nichts gewonnen, was sich in Kalendarien niederschlägt. Doch vielleicht zeichnet sich damit die Möglichkeit eines Gesprächs zwischen den Blöcken ab. Damit ist zunächst nichts über deren Erfolgsaussichten gesagt. Aber sind wir nicht alle unendlich bescheiden geworden? Auch ist damit noch keineswegs gesagt, wie man sich zu den verschiedenen Plänen der Kennan, Rapacki, Gaitskell, Bevan u. a. stellen, ob man sie annehmen oder ablehnen soll. Tatsächlich sind alle diese Pläne noch nicht hinreichend substantiiert, man kann nicht — wie das beispielsweise führende SPD-Funktionäre in ihrer Ideenlosigkeit getan haben — das eine oder andere in Bausch und Bogen gutheißen. Aber man kann auch nicht — wie das nun wieder Adenauer und einige führende CDU-Politiker getan haben — diese Pläne mit dem bequemen Hinweis abtun, sie seien unrealistisch. Beides ist phantasielose Politik. Pläne sind zumeist unrealistisch — es kommt darauf an, ihnen in Verhandlungen eine Realität zu geben, die den eigenen Vorstellungen weitgehend entgegenkommt.

jcf.

Europäische Hochschulreform?

Der Besuch der römischen Gelehrten in Frankfurt mahnt ein wenig zur Besinnung auf „Europa". Angesichts des Neo-Nationalismus verstärkt sich die Resignation der „Europäer", daß der Zusammenschluß der europäischen Länder nicht besser gelungen ist. Der historische Augenblick für eine richtige Föderation, so hört man, sei verpaßt. Das sei nämlich der Zeitpunkt gewesen, zu dem jede nationale Wirtschaft durch den Krieg zerstört am Boden lag. Vor allem hätte man damals durch europäische Regelung verhindern können, daß sich heute wieder ein zäher Konkurrenzkampf zwischen den europäischen Ländern auf den Weltmärkten abspielt. Die Idee einer europäischen Einigung scheiterte damals an der Angst der Völker vor Deutschland. Bezeichnend dafür ist z. B. der Brüsseler Pakt, der vor Deutschlands Beitritt als Abwehr des deutschen Militarismus gedacht war.

Inzwischen ist eine neue Generation herangewachsen, die nicht in der Freund-Feind-Doktrin erzogen ist, die sich durch Auslandsreisen eigene Einsichten hat bilden können und vor allem keine Angst mehr vor wirtschaftlicher Konkurrenz kennt. Der radikale Nationalismus mancher westdeutscher Jugendlicher ist wohl eine Reaktion auf eine allzu gewissenhafte Durchführung der re-education durch einige übereifrige Lehrer. Die krampfhafte Unterdrückung alles Nationalen — man denke nur an die rigorose Abwertung Friedrichs des Großen oder Bismarcks — läßt jetzt vielfach das Pendel in die entgegengesetzte Richtung ausschlagen. Allgemein scheint jedoch die Jugend bereit zu sein, eine weitergehende Zusammenarbeit der europäischen Staaten anzustreben.

Dafür gibt es in jüngster Zeit ein besonders bemerkenswertes Beispiel: Im Februar wird der italienische Studentenverband ein Seminar veranstalten, auf dem Vertreter der einzelnen nationalen Studentenverbände die Möglichkeiten einer Angleichung der verschiedenen Hochschulsysteme diskutieren wollen (siehe DISKUS vom November 1957). Der Vorschlag, einmal dieses schwierige Problem anzufassen, ist zwar alt — im November 1956 veranstalteten der Internationale Studentenbund ISSF und der Verband Deutscher Studentenschaften eine Tagung in Marienberg mit dem gleichen Ziel —, aber es ist erfreulich, jetzt von Fortschritten berichten zu können.

Die Schwierigkeiten einer europäischen Hochschulreform sind unabsehbar, wenn man bedenkt, was auf diesem Gebiet seit 1945 in Westdeutschland erreicht worden ist. Schon die Vereinheitlichung der Prüfungsordnungen in den einzelnen westdeutschen Ländern, die im Hinblick auf Artikel 12 des Grundgesetzes (Freizügigkeit) notwendig ist, läßt noch manches zu wünschen übrig. Aus dem großen Problemkreis sollen daher nur einige wichtige Fragen herausgegriffen werden. So will der Verband Deutscher Studentenschaften das Thema der Austauschstipendien und -praktika zur Diskussion stellen und eine Ausdehnung der Programme vorschlagen. Dieser Vorschlag berührt stark die nationale Außenpolitik, denn die Stipendien für Studenten europäischer Nationen stehen in manchen Ländern in erheblichem Mißverhältnis zu denen, die an Studenten aus „unterentwickelten" Ländern vergeben werden. Hier gilt es also, den zuständigen Stellen klarzumachen, daß gleichviel Stipendien an Europäer wie an Afro-Asiaten verteilt werden müssen.

Die Gefahr ist, daß alle Arbeit des Seminars umsonst ist, weil die Vorschläge in Form ungelesener Broschüren in die Papierkörbe der Verantwortlichen wandern. Hier soll noch einmal an die Idee Heiko Körners (DISKUS vom November 1956) erinnert werden, eine „pressure group für Europa", etwa beim Coordinating Secretariat of National Unions of Students COSEC in Leiden einzurichten. Ein Sekretär allein dürfte nicht genügen, da wegen der weitgehenden Autonomie der Universitäten in allen Ländern sehr viele Reformvorschläge zu erweitern sind. Die Mitarbeit der örtlichen Studentenvertretungen wäre zu wünschen, man kann sie, wegen ihrer Arbeitsüberlastung, nicht allein mit dieser Aufgabe betrauen.

Es wäre schade, wenn die hoffnungsvollen Ansätze nicht weiterentwickelt würden, jedem das Studium und die wissenschaftliche Arbeit in allen westeuropäischen Ländern zu ermöglichen und bürokratische Hindernisse im Gast- und Heimatland zu beseitigen.

Jürgen Krieg

DISKUS
FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

Herausgeber: Klaus M. Ellrodt, Sebastian Herkommer, Konrad Huth, Norbert Piltzing, Hanns Schreiner.

Redaktion: Herbert Heckmann, Hanns Schreiner, Oscar Strobel.

Korrespondent in Bonn: Gert Baumgarten.

Korrespondent in Berlin: Joachim Fest.

Geschäftsführung: Günter Schwank, Königstein/Ts., Adelheidstr. 24, Tel. 883

Anzeigenverwaltung: Etelca Götz, Frankfurt am Main, Leerbachstraße 92, Telefon: 55 62 61.

Konten der Zeitung: Dresdner Bank Nr. 121 210, Frankfurter Sparkasse von 1822 Nr. 30158. Manuskripte sind zu richten an „DISKUS, Frankfurter Studentenzeitung", Universität Frankfurt a. M., Mertonstr. 26, Tel. 77 07 41, App. 213. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, geben die Meinung des Autors wieder, aber nicht unbedingt die der Redaktion.

Der DISKUS ist das Nachrichtenblatt der „Vereinigung der Freunde und Förderer der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt a. M. e. V."; auf die redaktionelle Gestaltung der Zeitung hat die Vereinigung keinen Einfluß.

Druck: Druckerei Dr. Günter Zühlsdorf, Frankfurt am Main, Oederweg 39 a. Tel. 55 11 78.

Abonnements zum Preis von 2,50 DM für zwei Semester sind unter Einzahlung des Geldes bei der Geschäftsführung zu bestellen.

Bildungsurgrund

Nur selten werden Amtsblätter von Außenstehenden gelesen, obwohl gerade sie den besten Einblick in das geben, was die Welt „im Innersten zusammenhält". In den Bildungsplänen des Landes Hessen findet man folgenden Passus: „Nicht nur im religiösen und philosophischen Unterricht, sondern auch im übrigen Unterricht wird ... der religiöse Urgrund der Kultur und die wirkende Kraft Gottes in der Natur immer sichtbar werden." Der Satz wird so selbstverständlich ausgesprochen, daß man in Gefahr ist, ihn einfach zu überlesen. Und doch ist das unmöglich.

Was soll nun der Urgrund? Damit wird eine Behauptung ausgesprochen, die als schlechthin unumstößliche Wahrheit allem Unterricht zugrunde gelegt wird. Wer sich diesem Bekenntnis nicht anschließt, ist im Unrecht. Die Rechtfertigung hierfür ist einige Seiten weiter mit folgendem angegeben: „Der Kulturkreis, dem unser Volk angehört und in dem es seine Gestalt gewann, ist durch das Christentum bestimmt und geformt ... Das ausgesprochene Bekenntnis zur christlichen Grundlage unserer Schule ist ernst gemeint und beruht auf der Einsicht in die in unserem Kulturkreis ungebrochen fortwirkende und ständiger Erneuerung fähige Grundkraft des Christentums."

Der Schüler bekommt also während seiner ganzen Schulzeit den religiösen Urgrund der Kultur und die wirkende Kraft Gottes in christlicher Fassung als letzte Wahrheit vorgesetzt. Er erhält sein Denkschema, seine feste, geformte Denkmöglichkeit, die ihm in einer solchen Absolutheit gegenübertritt, daß es kaum ein Entrinnen gibt. „Den materialistischen und nihilistischen Tendenzen der Zeit, denen er vor allem lebensmäßig ausgesetzt ist und die auf ihn einwirken", mag er ruhig „lebensmäßig" unterliegen, von dem „Urgrund" wird er sich kaum befreien können.

Man fragt etwas beklommen nach dem Unterschied an Freiheit in zwei Systemen, welche entweder ein materialistisch-atheistisches oder ein christlich-religiöses Denkmodell dem Schüler a priori setzen. Die Folge ist, daß die eine Seite den religiös Verblendeten bedauert, die andere den schlemmenden Gottlosen bekehren will. Und man kann den so erzogenen Schülern nicht einmal böse sein, wenn sie mit einer Handbewegung die andere Anschauung zur Seite schieben, ohne auch nur den Wunsch zu haben, sie auf ihren Wahrheitsgehalt hin zu untersuchen und zu prüfen. Aber, immerhin, bei uns besteht die Möglichkeit einer wirklichen Auseinandersetzung und einer freien, geistigen Entscheidung.

Michael Schumann

Roter General im Pentagon?

Weihnachten liegt nun hinter uns. Wieweit es ein Fest der Besinnlichkeit war, mag dahingestellt sein. Daß die aus diesem Anlaß in Amerika übliche Flut von Weihnachtspostkarten als Teil der Verinnerlichung betrachtet wird, ist ein interessanter Aspekt, wenn man dazu erfährt, welch ein Lied der amerikanische Oberbefehlshaber der Landstreitkräfte, General Taylor, vom Umgang mit den Postkartenfabrikanten zu singen weiß. Gewitzigt durch deren vorjährigen Protestschrei, den er sich mit seinem Verbot, im Pentagon Weihnachtskarten auszutauschen, eingehandelt hatte, beschränkte der General diesmal seinen Groll auf die Bemerkung: „Wehe dem Offizier im Pentagon, der mir eine Weihnachtskarte schickt!"

Der Industrieverband reagierte prompt, beschuldigte den General doppelzüngiger Reden und belehrte ihn: „Tausende von hingebungsvollen Menschen, die Amerikas Weihnachtskarten herstellen, und Millionen Amerikaner, die sie verschicken, um zur Weihnachtsfeier ihre Liebe und ihr Gedenken zum Ausdruck zu bringen, könnten verstehen, wenn Ihre Art von Philosophie vom Kreml käme." MacCarthy ist tot, es lebe MacCarthy! Die Kaufleute sind clever genug, um sich nicht die Chance entgehen zu lassen, statt des schwarzen Mannes den roten an die Wand zu malen. So spult sich denn der gleiche Mechanismus ab, mit dem die Roten ihren schwarzen Mann, den amerikanischen Agenten, wie einen deus ex machina auftauchen und schuld an allem Unheil im eignen Lager haben lassen. Daß sich nun ein Philosoph im Pentagon verbirgt, und möglicherweise noch Kommunist, das überrascht uns.

Carl Callas

Moralschere

Die Freiwillige Selbstkontrolle der Filmwirtschaft in Wiesbaden zensiert Filme, um dem deutschen Bundesbürger starkes Erröten oder gar moralische Entrüstung vor der flimmernden Leinwand zu ersparen. Ein wahrhaft humanes Werk, denn der Film, und der deutsche Film im besonderen, zwingt immer wieder die Demokratie dazu, die Sitte hochzuhalten. Also macht man mit der Schere schnipp-schnapp, und die Fortsetzung eines zärtlichen Kusses in Großaufnahme wird der Phantasie des Zuschauers überlassen.

Zur Sitte gehört auch die Moral, deren hohen Anforderungen man in Wiesbaden offenbar nicht immer mit der harmlosen Schere genügen kann. Deshalb wird ein Film dann ganz abgelehnt und für öffentliche Vorführungen nicht freigegeben. Dieses Schicksal war auch dem amerikanischen Fernsehfilm über den Kampf in Algerien beschieden. „Algerien in Flammen" wird nach diesem Beschluß in Deutschland nicht aufgeführt, weil er die guten Beziehungen zwischen der Bundesrepublik und Frankreich beeinträchtigen könnte. Dieser „völlig unabhängige Beschluß" wurde von der Kommission der Selbstkontrolle gefaßt, nachdem man einen Gutachter des Auswärtigen Amtes gehört hatte.

Somit waren also die guten Beziehungen gerettet, aber wo blieb die Moral? Läßt sie sich allein mit der Bestimmung der Selbstkontrolle, keine Filme zu zeigen, die anderen Ländern abträglich sein könnten, befriedigen? Mit dieser Bestimmung kann man nichts ungeschehen machen. Aber ein großer Teil der Fremdenlegion rekrutiert sich aus Deutschen. An den „Vergeltungsaktionen" sind zum großen Teil deutsche Legionäre beteiligt. In Frankreich sprechen sehr viele Franzosen vom „la guerre salle" in Algerien, und deshalb könnte dieser Film höchstens die guten Beziehungen zwischen den Regierungen vergiften. Daran sollte die Selbstkontrolle weniger denken als an die deutsche Vergangenheit, die ausweist, daß der Urteilsspruch für Täter und Mitwisser gleich hart ist.

Ellrodt

Kalendergeschichten 1958

Das Jahr begann mit einem Mittwoch. In diesem Punkt gleichen sich die Kalender aus Ost und West noch. Aber schon am nächsten Sonntag scheiden sich die Geister, und der Leser des christlichen Westens — zumindest was die Kalender angeht — reibt sich erstaunt die Augen. Denn er wird im Leipziger Brockhaus-Weltkalender 1958 vergebens den Sonntag des 5. Januar 1958 als Wochenbeginn suchen. Sang- und klanglos ist er ohne besondere Kennzeichnung in einer Dekade von zehn Tagen untergetaucht. Die nüchterne Zehnteilung, meist in Spalten von je fünf Tagen, bestimmt das Bild. Der Kalender selbst bringt Fotos in Schwarz-weiß und farbig aus aller Welt mit begleitenden Texten, die länder- und völkerkundliche Aufschlüsse vermitteln und, wie es heißt, dem Verstehen der Völker untereinander dienen sollen.

So wichtig das weltweite Verstehen nun auch sein mag, schon am Eisernen Vorhang hört es auf. Und die Tatsache, die sich mit der Existenz der verschiedenen Kalender in Ost- und Westdeutschland ergibt, bietet zu genug Bedenken Anlaß. Hier im Westen die Siebentagewoche, im Osten versteckte Anfänge der Fünftagewoche ohne den Sonntag. Je länger, je mehr werden die Unterschiede bis in die entlegensten Lebenszweige größer. Hieran zeigt es sich besonders frappant. An einem Kalender, an der Art, die Tage in Wochen aufzuteilen!

Zufällig ergibt sich aus einigen anderen Glossen dieser Seite ein Beitrag zum gleichen Problem. Die eine, indem sie das geistige Fundament des Schulunterrichtes in Hessen untersucht. So abwegig der Zusammenhang erscheinen mag, auch hier taucht genau der Gegensatz auf, wie er sich für die Kalender ergibt. Die andere, indem sie die absurde, auch den Ost-West-Konflikt hervorkehrende Reaktion der Fabrikanten von US-Weihnachtspostkarten zum Inhalt hat, die einen General, der sich nur gegen die Glückwunschflut wehrte, gleich zum „Kremlphilosophen" werden lassen. So verschieden nun die Anlässe des Schreibens sind, so sind sie doch alle nur Variationen des einen bedrückenden Themas: der Unversöhnlichkeit der Welt. Die schroffe Gegenüberstellung von Meinung gegen Meinung wird durch keine himmlische Weihnachtsrede, durch keinen Appell an den Sozialismus aufgehoben. Je mehr von Erlösung und Emanzipation die Rede ist, um so gequälter und gefesselter leben die Menschen wie unter einem gewaltigen Spuk. Daß es aber einmal besser mit der Welt werde, diese Hoffnung haben wir sicher, trotz aller Beteuerungen, in eine ganz andere Richtung oder Kalenderrechnung zu schicken: nämlich ad Kalendas Graecas.

Horst Helmut Kaiser

Frankfurter Ewigkeit

Es gibt noch Dinge, die einen zum Staunen bringen. Sogar, was die so objektiven Naturwissenschaften angeht. Plötzlich vollzieht sich auch da ein Umschlag vom tatsachenfreudigen Positivismus in Metaphysik reinsten Wassers, und man steht gewissermaßen vor einem Mysterium, wie es ein Beispiel aus Frankfurt beweist.

Gibt es doch im Treppenaufgang zum Physikalischen Verein der Frankfurter Universität eine Tafel, grau, schlicht, neusachlich. Sie enthält nicht etwa den Raumplan des Physikalischen Institutes, wie sich die einzelnen Sparten auf die Räume verteilen, sondern Namen sind auf ihr zu lesen. Namen, einfach einer unter dem anderen. Aber nicht, daß gewöhnliche Sterbliche hier verzeichnet wären! „Unsere ewigen Mitglieder" werden hier verherrlicht. Man staunt und steht betroffen. Vor allem, wenn man vor seinem inneren Auge den Herrn Wunnibald Braun und Herrn de Neuf-Ville Guaitas wie all die übrigen hehren Verzeichneten „umblühet von der Naturgesetze ewigem Geist" sieht. Denn wer anders hat diese seine Mitglieder ewig gesprochen als der Physikalische Verein? Im Geiste streng objektiver und tatsachenfreudiger Naturwissenschaft, versteht sich.

Ohne Zweifel, den großherzigen Stiftern gebührt Dank. Aber mußte denn ausgerechnet die Ewigkeit dazu herhalten? Der Verdacht liegt doch sehr nahe, daß auch die Schöpfer dieser Tafel — Förderern der Wissenschaft gewidmet! und beileibe nicht Angehörigen eines Kaninchenzüchterverbandes zu vergleichen — nicht so ganz frei waren von phrasenhafter Vereinsverherrlichung. So à la Tucholski: „Stolz weht die Fahne, die wir mutig tragen." Sein „Mitglied / will auch einst begraben sein in / sein' Verein." Und von da bis zu den „ewigen Mitgliedern" ist es nicht mehr weit. Wie lange nun die Frankfurter Ewigkeit gerade angesichts der jüngsten Entwicklungen in der Naturwissenschaft für die angebrachte Gedenktafel dauern wird, entzieht sich unserer Kenntnis, da hier Schranken der Erfahrung gesetzt sind, die wir lieber nicht überspringen wollen. Dafür sorgt, wie gezeigt, die Naturwissenschaft.

Elisabeth Stehfen

Nächster Redaktionsschluß: 1. Februar 1958

Eine Frage?

Kennen Sie die vielen Situationen des täglichen Lebens, in denen Ihnen Ihre Bank helfen kann?

Besuchen Sie uns, wir beraten Sie mit großer Erfahrung.

DRESDNER BANK
AKTIENGESELLSCHAFT
Frankfurt a. M., Gallusanlage 7

Abbrennende Wunderkerzen

Wenn irgendwo die Proportionen von Aufwand und Ergebnis verzerrt waren, dann bei der jüngsten UN-Debatte über die Algerien-Frage. Das rhetorische Feuerwerk hatte insofern rein ästhetischen Charakter, als es über der unverhohlenen französischen Gleichgültigkeit gegenüber Andersdenkenden abbrannte. Man kann sagen, daß Argumente, Temperament und Schlußfolgerungen die Redner aus vielen Ländern in drei Gruppen schied: Die traditionellen Freunde Frankreichs, die von der derzeitigen Algerienpolitik die baldige Beendigung des Konfliktes erwarten; dann die berühmten Leute zwischen zwei Stühlen, die zwar anderer Meinung sind, aber genügend elastische Formeln finden, um Paris nicht direkt zu brüskieren, und zum guten Schluß die Verfechter des Selbstbestimmungsrechtes der Völker. In Neben-, Hinter- und Seitengesprächen fand man dann wieder jene Schlußformulierungen, die zwar alle unter einen Hut bringen, für eine praktische politische Nutznießung jedoch unbrauchbar sind. Das tunesisch-marokkanische Vermittlungsangebot rutschte mit Mühe und Not in die angenommene Entschließung, wo es aber lediglich zur Kenntnis genommen wurde. So hat jede Partei gewonnen.

Der Algerien-Krieg geht indessen weiter, ohne daß Paris sich zu einer Überprüfung seiner bisherigen Methoden gezwungen fühlte. Es stand ja auch von vornherein fest, daß Außenminister Pineau lediglich zum Anschlag seiner Thesen vor das Forum der Vereinten Nationen treten sollte. Er setzte den „abbrennenden Wunderkerzen" die ruhige Zuversicht desjenigen entgegen, der sich absolut im Recht glaubt.

Wenn es schon eigenartig berührte, daß Frankreich sich als Opfer eines NATO-Dolchstoßes aufführte, so wich die Haltung der Redner seltsam von der üblichen Politik ihrer Länder ab. Das antikolonialistische Amerika gab ein Musterbeispiel für die Inkonsequenz politischen Verhaltens, indem es mit Rücksicht auf den atlantischen Partner seinen traditionellen Antikolonialismus verleugnete. Das imperialistische Rußland dagegen gab sich überraschend nobel und schloß sich mitnichten einfach der Argumentation des asiatischen Blockes an, da ihm die Ausbeutung der Sahara durch das schwache Frankreich immer noch lieber ist als ein wachsender Einfluß der Vereinigten Staaten in Nordafrika. Das Eintreten von Ländern wie Ghana, Marokko, Tunesien usw. für die Unabhängigkeit Algeriens liegt auf der Hand und kann auch nicht in der Form überraschen, in welcher zum Beispiel der Vertreter Syriens dies tat. Geradezu unangenehm berührte der Eifer des israelischen Vertreters, der noch unter dem Eindruck der kürzlichen Waffenbrüderschaft mit den französischen Fallschirmjägern am Suezkanal die mangelnde Zuständigkeit der Hohen Versammlung recht breit darzustellen versuchte.

Das französische Parlament hat mit der Verabschiedung des Rahmengesetzes für Algerien in seiner zweiten Fassung bewiesen, daß man in Paris an nichts anderes denkt, als die Befreiungsbewegung niederzuschlagen und Algerien fester denn je und damit auch endgültig mit der Zentrale zu verbünden. Sobald die verfassungsmäßige Ordnung in den nordafrikanischen Departements wiederhergestellt ist, soll durch Anwendung des Rahmengesetzes die restlose Integration verwirklicht werden. Somit bleiben alle institutionellen Entscheidungen bei den Organen der Republik „une et indivisible", während die einheimische Bevölkerung in den einzelnen Territorien des verwaltungsmäßig zerstückelten Algeriens Bezirksversammlungen wählt, die sich mit untergeordneten Aufgaben der Selbstverwaltung abfinden müssen. Zwei Jahre nach der Wahl sollen föderative Gremien die Arbeit möglichst koordinieren, ohne jedoch die „Autonomie" der Bezirksversammlungen anzutasten. Über allem steht jedoch der Minister für Algerien, den der jeweilige französische Ministerpräsident einzusetzen hat.

Die algerischen Widerstandskämpfer sind gewillt, den Kampf gegen die französische Herrschaft bis zur Erreichung der Unabhängigkeit fortzusetzen, zumal Frankreich mit der Zurückweisung des tunesisch-marokkanischen Vermittlungsangebotes dargelegt hat, wie wenig ihm an einem echten Gespräch gelegen ist, das auch nur in etwa seine eigene Position in Frage stellt.

Wenn man aber davon ausgeht, daß die Geschichte Algeriens erst seit rund 150 Jahren von Paris aus gemacht wird und weiter überlegt, daß Frankreich in der freien Welt den Ruf eines Hüters der demokratischen Freiheiten besitzt, dann stimmt das Plädoyer des Außenministers Pineau doch nachdenklich. Diese Freiheiten werden Algerien nur dann zuerkannt, wenn sie der politischen Konstruktion der „communauté française" gerecht werden. Es wird aber immer Millionen von Algeriern geben, die sich nicht als Franzosen fühlen. Und darum geht es letzten Endes. Denn die leitenden Widerstandskämpfer sind auf der Basis der Souveränität durchaus zu enger Zusammenarbeit mit Frankreich bereit.

Das nationale Unglück Frankreichs, das sich aus der einseitigen Algerien-Politik ergeben hat, ist schon so groß, daß jeder Regierung die Hände gebunden sind. Deshalb konnten auch die eifrigsten Verfechter der algerischen Unabhängigkeit in den Vereinten Nationen zwar die Weltöffentlichkeit, nicht aber die Regierung Gaillard und auch nicht die breite Masse des Volkes ansprechen. Wenn einige atlantische Partner aus triftigen Gründen das französische Verhalten nicht ganz billigen, so muß dies in Paris begriffen und respektiert werden; denn ein Freund, der zuweilen anders denkt, ist noch lange kein Verräter. Die französische Reaktion auf die englisch-amerikanischen Waffenlieferungen an Tunesien wären geradezu unverständlich, wüßte man nicht, wie groß das politische Leiden ist, das sich seit Indochina des französischen Volkskörpers bemächtigt hat. Vielleicht begreift man in Paris, daß Algerien sich in gewissem Sinne im Jahre 1788 befindet. Und darum sollte man sich beeilen, die Zusammenarbeit zwischen dem Maghreb und Frankreich frei von Vorurteilen zu verwirklichen.

W. T.

Oder-Neiße und Münchener Geist

Nach den Bundestagswahlen hofften selbst die politischen Freunde des Bundeskanzlers auf eine deutsche Initiative in der Ostpolitik. Wer glaubte, daß bei Polen die Probe aufs Exempel gemacht würde, sieht sich enttäuscht. Bonn überläßt dem Gegner wiederum die Attacke, die im Augenblick der polnische Außenminister Rapacki mit seinem Argument von einer atomfreien Zone in Mitteleuropa vornehmlich gegen die Bundesrepublik reitet.

Die Schwierigkeiten, welche einem Kontakt mit den Ländern des kommunistischen Blockes entgegenstehen, sind durch den Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu Jugoslawien nachdrücklich unterstrichen worden. Aber abwarten, zulange in der Devensive verharren, nur herumhören, ist kein Ersatz für Politik, und erst recht nicht, wenn andere Interessenten mit ihrer Meinung feste Denkbilder schaffen, die der Deutschlandpolitik der Regierungen unserer atlantischen Partner schließlich neue Akzente vermitteln werden.

Es kann uns zum Beispiel nicht gleichgültig sein, was maßgebende Leute der französischen Presse zur Frage der Oder-Neiße-Grenze vorzubringen haben. Alle Annäherungsversuche zwischen Polen und der Bundesrepublik werden von den großen Pariser Blättern mit stärkstem Interesse verfolgt. Eine eigenartige Aufforderung zu realpolitischem Denken erschien vor kurzem in der katholischen Tageszeitung „La Croix". Und im „Figaro" ging vor nicht langer Zeit eine Artikelserie über die „Unbekannte Grenze" (Oder-Neiße) zu Ende, in der die Anerkennung des Status quo als beste Lösung empfohlen wird. Beide Stellungnahmen tendieren dahin, das Gesetz von der doppelten Moral in politischen Fragen erneut als selbstverständlich gültig zu erklären. Denn, obgleich Frankreich in Algerien um Leben und Eigentum von knapp einer Million Europäern gegenüber dem Zehnfachen der einheimischen Bevölkerung kämpft und täglich die Zugehörigkeit dieses Stückchens afrikanischer Erde zum Mutterland als selbstverständlich hinstellt, schlägt Antonie Wenger von „La Croix" den Deutschen vor, den Sowjets durch die Anerkennung der Oder-Neiße-Linie sozusagen eins auszuwischen. Dominique Auclères vom „Figaro" ist weniger politisch und argumentiert eher mit dem Hilfsmittel des sophistisch verwendeten Mitleids. Am Schluß seines Berichts über die polnisch verwalteten Gebiete zitiert er Professor Carlo Schmids Ausspruch von den „Steinen, die allein noch in den Ostprovinzen deutsch sprechen" würden, zerstreut mit leichter Hand die „befremdenden Illusionen" der Ostflüchtlinge, die von ihrer pommerschen, schlesischen oder ostpreußischen Heimat träumen, und sagt dann: „Die drei Provinzen haben ihre deutsche Seele verloren. Sie sind heute Hafen und Zufluchtsstätte von siebeneinhalb Millionen Menschen, die keine neue Tragödie erleben dürfen." An anderer Stelle argumentiert er so: „Die Westmächte dürfen nach so vielen Schrecken nicht danach suchen, an welche Neiße Churchill in Jalta gedacht hat." Sie müßten eher der Realität ins Auge sehen und daraus die logischen Schlußfolgerungen ziehen.

Das politische Bewußtsein dieser französischen Publizisten ist gespalten. Dem französischen Anspruch auf ein Stück gerade anderthalb Jahrhundert beherrschter afrikanischer Erde steht nämlich der dem „Frieden dienende" Verzicht Deutschlands auf ein Viertel seines früheren Territoriums gegenüber, auf ein Gebiet, dem deutsche Kultur und deutscher Fleiß nicht erst gestern oder vorgestern das Gepräge gegeben haben. Diese Franzosen befinden sich mitten in jenen Denkformen, die aus Wahrheit Unwahrheit und aus Recht Unrecht machen. Was auf der einen Seite zum Patriotismus und zu heiliger nationaler Pflicht erhoben wird, wird auf der anderen Seite als Revisionismus, Revanchegeist oder politische Träumerei betrachtet. Man mutet den Deutschen viel zu — wenn schon die 1945 und später vollzogene Gewaltlösung osteuropäischer Fragen durch Sowjetrußland im Moment nicht durch west-östliche Verhandlungen korrigiert werden kann, so soll man wenigstens nicht versuchen, die Moral auf den Kopf zu stellen und Freundschaft mit Polen, die auf dem Opfer von 25% des ehemaligen Deutschen Reiches fußt, zu fordern. Für eine einwandfreie Moral interessieren sich anscheinend weder Antonie Wenger noch Dominique Auclères.

Emil Senn

Weltgeschichte von Asien aus

In den Jahren 1930 bis 1933 hat Nehru versucht, in nahezu 200 Briefen, die er aus englischen Gefängnissen an seine Tochter schrieb, einen Überblick über die Hauptereignisse und -epochen der Weltgeschichte zu geben. Das umfangreiche Werk, das daraus erwachsen ist und nun in einer guten deutschen Übersetzung vorliegt, ist jedoch keine „geniale Geschichtsinterpretation", wie Krishna Menon in einem lobredenden Vorwort sagt. Nehru selbst spricht von leicht hingeworfenen Skizzen, von einer „etwas unglücklichen Mischung von geschichtlichem Elementarunterricht für junge Leute und von Betrachtungen und Gedankengängen Erwachsener". Gleichwohl ist dies ein bedeutsames Buch. Zur Stunde, da Indien sich anschickt, aus jahrhundertelangem, geschichtlichem Dämmern ins volle Licht des menschheitlichen Prozesses hinauszutreten, spürt einer seiner führenden Männer die historische Bewußtlosigkeit seines Volkes, die Notwendigkeit, sie durch eine vom Blickwinkel Asien her beurteilte, sehr selbstkritische Weltgeschichtslehre zu überwinden. Schon durch diese nichteuropäische, unsere „Europozentrik" korrigierende Betrachtungsweise wird das Werk für uns wichtig, wiewohl es gewiß nichts Neues über Europa bringt, allerdings mit der einen Ausnahme des dunklen, von Nehru höchst aufschlußreich erzählten Kapitels der Kolonialpolitik in Indien!

Bei der Lektüre zeigt es sich aber, daß es für Nehru sehr schwierig ist, seinem Volk ein positives eigenständiges Geschichtsbild zu geben. Zwar zieht er immer wieder die Geschichte der Nachbarländer, besonders Chinas, heran, sucht das indische als Teil eines asiatischen Selbstbewußtseins zu vermitteln. Auch geht er tief in die vorchristlichen Jahrtausende zurück und berichtet von der reichen, sogar vorarischen Mohen-jo-Daro-Kultur. „Europa muß damals noch eine Wildnis gewesen sein." Er verweist dann auf das ehrfurchtgebietende Faktum, daß in China und Indien sich über mehrere tausend Jahre eine Kontinuität der Kultur hat erhalten können, während ringsum Völker und Kulturen kamen und vergingen, und in Europa der tiefe Bruch, der Absturz aus der antiken Kultur in das „finstere Mittelalter", geschah. Aber gerade angesichts dieses Bruches, angesichts der geschichtsträchtigen Kräfte, die Europa aus diesem Neuanfang erwuchsen, kommt er zur Einsicht in die lähmende Stagnation Asiens auf einer bestimmten geschichtlichen Stufe: „Was nützt es uns, sich an der Kontinuität unserer Kultur zu freuen; wenn diese Kultur selbst darniederliegt, so kann uns das nur wenig Trost gewähren." Es ist denkwürdig, daß die heute beliebte Frage, was das Christentum der Welt nun eigentlich gebracht hat, aus der Distanz asiatischer Geschichtserfahrung dergestalt eine Antwort bekommen kann. Wenn ferner mehr als die Hälfte dieser weltgeschichtlichen Betrachtungen von Europa, insbesondere vom 19. und 20. Jahrhundert, handelt, so wird damit auch vom indischen Standpunkt de facto die These bestätigt, daß Weltgeschichte bisher in ihren wesentlichen Impulsen „europäische Weltgeschichte" war.

Nun wird ja häufig der dynamischen Kraft der europäischen Kultur die „religiöse Tiefe", d. h. die „weltüberlegene meditative Seele" Asiens und seiner Traditionen, gegenübergestellt. Aber das liegt Nehru fern. Nicht nur, weil er ein ganz westlicher, säkular ausgerichteter Geist ist, dessen an Voltaire und Marx geschulter skeptischer Rationalismus eigentümlich mit der melancholischen Hintergründigkeit seiner Züge kontrastiert; sondern vor allem, weil er als Politiker nur den „Wust des Aberglaubens", das Kastenwesen und den Ritualismus sieht, die die tatkräftige geistig-technische Befreiung Indiens hindern. Viele Elemente der kulturellen Überlieferung sind zu bewahren, „aber wir werden auch das Gefängnis der Tradition zerbrechen müssen, wo immer es uns auf unserem Weg nach vorn hinderlich ist". — Im ganzen bietet das Werk das Bild einer noch stark tastenden, unsicher zwischen asiatischem Stolz und Stagnationsbewußtsein schwankenden Selbstbesinnung. Der Europäer wird dem derart sich vorsichtig anbahnenden Prozeß geistig-geschichtlicher Einordnung Indiens in das Konzert der Menschheit mit großem Taktgefühl begegnen müssen. Er vermag ihm hilfreich entgegenzukommen, indem er sein eigenes Geschichtsbild revidiert. Denn wenn die ideellen und materiellen Kräfte des christlichen Abendlandes den Europäern in der Tat eine Pionierrolle im Integrationsprozeß der Menschheit ermöglicht haben, so kann man heute doch die Erniedrigung der anderen Kontinente zu rohstofflieferanten Kolonien, von der das letzte Drittel des Nehruschen Buches erschütterndes Zeugnis gibt, nur als verhängnisvollen Mißbrauch unseres geschichtlichen Auftrages betrachten.

Fritz Vilmar

Jawaharlal Nehru: Weltgeschichtliche Betrachtungen (Progress-Verlag J. Fladung, Düsseldorf, 1136 Seiten Leinen 23,80 DM).

HOECHST

Ein Werk der Großchemie ist ohne Forschung nicht denkbar; denn sie ist die Grundlage für die Entwicklung neuer Erzeugungsverfahren. Deshalb haben die FARBWERKE HOECHST AG. und ihre Tochtergesellschaften in den letzten vier Jahren für Forschungszwecke 211 Millionen DM aufgewendet, davon allein 1955 69 Millionen DM, das sind 5,4% vom Umsatz.

Die Voraussetzungen für unsere Forschungsarbeiten sind nicht zuletzt auf die Tätigkeit der deutschen Universitäten und Hochschulen zurückzuführen, aus deren Hörsälen jetzt wieder gut ausgebildete junge Naturwissenschaftler und Techniker zu uns kommen. Darüber hinaus erkennen wir dankbar die an den Lehrstätten und Instituten betriebene Forschung an, auf der die Praxis aufbaut.

FARBWERKE HOECHST AG. vormals Meister Lucius & Brüning FRANKFURT (M)-HOECHST

8146

Der Hessische Minister für Erziehung und Volksbildung, Dr. h. c. Arno Henning, empfing den Vorstand des Hessischen Philologen-Verbandes, vertreten durch den Vorsitzenden, Studienrat Max Retzlaff, die stellvertretende Vorsitzende, Oberstudienrätin Elisabeth Dohme-Beckmann, und den Vorsitzenden des Pädagogischen Ausschusses des Verbandes, Oberstudiendirektor i. R. Robert Monjé, zu der vor einiger Zeit in der Presse angekündigten Aussprache.

Der Minister bedauerte, daß verschiedene seiner Äußerungen und Berichte darüber zu Mißverständnissen und Verärgerungen bei den Philologen geführt hätten. Er wies in der langen und von allen Beteiligten in großer Offenheit geführten Unterredung darauf hin, daß er die verantwortungsvolle Arbeit des Studienrates voll und ganz zu würdigen wisse und daß jede Schulart und die an ihr tätigen Lehrer ihre besondere Aufgabe im Rahmen des Bildungswesens zu erfüllen hätten und daß es ihm fern liege, die Arbeit einer bestimmten Gruppe von Erziehern geringer als die anderer zu bewerten.

Die Vertreter des Philologen-Verbandes begrüßten die Absicht des Ministers, vor einem größeren Kreis von Mitgliedern des Verbandes über Fragen der höheren Schule sprechen zu wollen.

Studententag der „Auserwählten"

Anfang Mai soll der Studententag 1958 in Karlsruhe stattfinden. Nach den Erfahrungen, die man bei den letzten Studententagen in Berlin, Hamburg und München gesammelt hat, wurden neue Vorstellungen über Ablauf und Teilnahme am Studententag 1958 entwickelt. So plant der Verband Deutscher Studentenschaften (VDS), die Teilnehmerzahl auf etwa 800 Studenten zu beschränken, die vom VDS ausgewählt und persönlich eingeladen werden sollen. Dem VDS schwebt offenbar vor, daß er mit Hilfe einer quantitativen Einschränkung das Schwergewicht auf die Qualität der Teilnehmer verlagern könnte. Es gibt vielerlei Gründe für diesen Wunsch. Die Mehrheit der Studententagsbesucher hatte bisher diese Veranstaltungen entweder als Bierreise großen Stils oder als Festival aufgefaßt. Dagegen ist an sich noch nichts einzuwenden. Warum soll es nicht auch vergnügliche studentische Treffen geben, die dem zwanglosen Beisammensein und dem Sichkennenlernen dienen? Aber die Erfahrungen haben gezeigt, daß dies gleichzeitig bedeutet, daß die gestellten Themen dann nur von den studentischen Funktionären diskutiert, besser gesagt verwaltet werden, weil sie schon mit der Bürde der genauen Kenntnis der aufgewendeten finanziellen Mittel und der dadurch gestellten — oft nur selbstempfundenen — Erwartungen anreisen. Nun soll gar nicht gegen die Funktionäre gehetzt werden. Das wollen wir unterlassen, weil man dabei immer wieder versäumt, ernsthaft danach zu fragen, ob es denn ohne sie gehe. Es besteht kein Zweifel, daß auch die persönlichen Interessen der Studenten an den Universitäten von Beamten nach erprobten bürokratischen Prinzipien verwaltet werden.

Aber ein Studententag, bei dem die Studenten feiern und ihre Funktionäre den einzelnen Teil bestreiten, ist Unsinn, weil die öffentliche Meinung augenscheinlich eben diese, alle zwei Jahre stattfindenden Studententage zur alleinigen Informationsquelle ihrer Ansichten über alle Studenten und alle Universitäten macht.

Es wäre weit verfehlt, die Studententage als Demonstration der Universität für die Öffentlichkeit aufzufassen, wie etwa einen Tag der Armee oder Tag des Baumes. Daß die Studententage mehr oder weniger dazu geworden sind, daran sind beide Seiten schuld. Die Studenten haben bei der Planung dieser Treffen dem Bewußtsein, daß es tatsächlich nur alle zwei Jahre einmal gelingt, wenigstens für einige Tage, die Öffentlichkeit in Deutschland, die Universitäten, ferner auch die Studenten zu erinnern, insoweit Rechnung getragen, als sie mit großartig formulierten Themen und berühmten Rednern diese Treffen zu spektakulären Ereignissen machten. Die Öffentlichkeit — zuerst die Zeitungen und die Rundfunkanstalten — haben immer einen indirekten Druck auf die Planung ausgeübt, indem sie immer nach dem Motto verfuhren: Je größer die „show", je mehr Raum und Zeit stellen wir zur Verfügung, je gründlicher werden wir die Öffentlichkeit informieren.

Die Treffen der Studenten und ihrer Professoren müssen also interessant sein, um beachtet zu werden. Was man damit an Gründlichkeit der geistigen Auseinandersetzung und Möglichkeiten der persönlichen Begegnung zwischen Studenten und Professoren der einzelnen Universitäten eingebüßt hat, steht aber in keinem Verhältnis zur Wirkung der Studententage in der Öffentlichkeit. Eine „show" zu veranstalten ist nicht schwer, wenn man sich im voraus darüber klar ist, was man zeigen will. Aber hier beginnt schon die Schwäche der Studententage, denn bislang sind die Fakultäten e i n e r Universität unter sich nicht einig, welches der kleinste gemeinsame Nenner einer modernen akademischen Zielsetzung sein könnte, auf die man sich einigen kann. Und schon gar nicht gibt es eine gemeinsame Konzeption der deutschen Universitäten. Das Programm einer solchen „show" — sollte sie das Spiegelbild der Universität von heute sein — bestände also aus einer Unzahl von Vorschlägen und vielfach undiskutierten Meinungen, die für den Außenstehenden kaum ein sinnfälliges und erst recht kein einprägsames Bild der Universität ergeben. Um diesen Schwierigkeiten aus dem Weg zu gehen, rettete man sich bei der Planung der Studententage immer in große Themen, die zwar brillant vorgetragen wurden, aber die Diskussionen offenbarten dann, was man damit gerade verschleiern wollte, daß nämlich der Unterbau in Form von vorangegangenen Gesprächen und Diskussionen innerhalb der einzelnen Universitäten fehlte. Immer hat man sich der Illusion ergeben, dieses fehlende Gespräch zwischen Studenten und Professoren auf den Studententagen aus dem Handgelenk inszenieren zu können. Aber wie sollte das gelingen, wenn viele Studenten ihren vielbeschäftigten und berühmten Professoren zum ersten Male länger als für die Dauer von zwei Vorlesungsstunden gegenübersaßen?

Wenn nun der VDS neue Wege bei der Planung des Studententages 1958 beschreiten will, dann ergibt sich dafür aus den Erfahrungen der vergangenen Jahre eine Berechtigung und eine große Notwendigkeit. Die Berechtigung liegt in dem unglücklichen Bild, das sich der Öffentlichkeit nicht zuletzt durch die Studententage eingeprägt hat, notwendig ist es auch geworden, daß auch die Universität im Zeitalter des totalen Konsums sich ihren Platz an den „staatlichen Futtertrögen" mit publikumswirksamen Mitteln erkämpfen muß, weil vornehme Zurückhaltung heute als Schlamperei und Machtlosigkeit gedeutet wird.

Ein Studententag mit 800 geladenen Gästen, die sich vielleicht für bestimmte Problemstellungen schon vorbereitet haben, vermag sicher eine wirksame Demonstration der Universität zu leisten. Daß dabei keine Potemkinschen Dörfer gebaut werden, hängt weitgehend von der Auswahl der Teilnehmer ab, die nach Möglichkeit eine echte Repräsentanz unserer Professoren und Studenten darstellen sollten. Bei dieser Auswahl aber sollten wir unseren Funktionären in den AStAs und im VDS scharf auf die Finger sehen, indem wir ihnen mit Vorschlägen klarmachen, wie wir uns eine repräsentative Versammlung der deutschen Universität für den Studententag 1958 vorstellen.

K. M. Ellrodt

Rund um die Welt

Zukunftsmusik

Deutschland. Einen Plan für die bessere Ernährung der Studenten will das Kuratorium des Deutschen Studentenwerkes ausarbeiten und der Bundesregierung sowie den Länderregierungen unterbreiten. Es ist vorgesehen, in Bonn oder Münster im ersten Quartal 1958 praktische Versuche über eine bessere und geeignetere Ernährung der Studenten anzustellen. Das Max-Planck-Institut will dafür wissenschaftliches und statistisches Material beschaffen und bearbeiten.

Geld für Funktionäre?

Dänemark. Nur 84 Studenten gaben bei der letzten Studentenratswahl an der Universität Aarhus ihre Stimme ab. Auch die Zahl der Studenten, die sich für eine Mitarbeit in den Organen der studentischen Selbstverwaltung zur Verfügung gestellt haben, ist so gering, daß nicht alle Ämter besetzt werden konnten, obwohl mehrere für die Studentenschaft wichtigen Fragen, wie der Bau eines Studentenheims, Probleme der Studentenpresse und soziale Angelegenheiten der Studenten, in nächster Zeit entscheidungsreif werden. Man erwägt deshalb eine Änderung der Satzungen, insbesondere eine Verminderung der Zahl der Ausschüsse, um dadurch die einzelnen Ämter für die Studenten attraktiver zu machen und die Einflußmöglichkeiten eines studentischen Vertreters wesentlich zu vergrößern.

Schweden. Über die Besoldung der Vertreter der studentischen Selbstverwaltung ist in der schwedischen Studentenpresse eine lebhafte Diskussion entbrannt, nachdem sich für die letzten Studentenratswahlen nur noch wenige Kandidaten zur Verfügung gestellt hatten. Der Mangel an geeigneten Vertretern der studentischen Selbstverwaltung ist in den letzten Jahren vor allem deswegen besonders akut geworden, weil der Arbeitsanfall in den Gremien der studentischen Selbstverwaltung durch die steigende Studentenzahl immer größer geworden ist. Die Studentenvertreter müssen daher während der Zeit ihrer Amtstätigkeit praktisch ihr Studium unterbrechen.

Streik

Italien. Auf Beschluß des Direktionskomitees des Nationalverbandes Italienischer Universitätsassistenten (UNAU) wurde der Streik, den die Assistenten der Universitäten und technischen Hochschulen von Turin, Padua und Genua am 1. November begonnen hatten, in der Zeit vom 13. bis 21. November auf alle Universitäten ausgedehnt. Wie dazu die Turiner Studentenzeitung „ateneo" schreibt, beweist die unbefriedigende rechtliche und wirtschaftliche Lage der Assistenten, die als die Professoren von Morgen zu bezeichnen seien, die Gleichgültigkeit des Staates gegenüber den Problemen der Erziehung, des Studiums und der wissenschaftlichen Forschung. Es seien vor allem viel zu wenig Stellen für Assistenten da.

Frankreich. Eine Streikdemonstration, an der die Einmütigkeit der Beteiligung und die Solidarität der Professoren als außergewöhnlich auffielen, veranstalteten die Studenten Frankreichs am 12. Dezember. Die Streikparole des Nationalverbandes UNEF, die auch der Sezessions-Verband MEF unterstützte, wurde vollständig befolgt von den Studenten in Besançon, Caen, Clermont-Ferrand, Grenoble, Nancy, Lille und Straßburg, mit geringen Ausnahmen auch in Toulouse und Rennes, während in Lyon die Mediziner und Pharmazeuten dem Studienbetrieb folgten. In Paris demonstrierten trotz strömenden Regens im Quartier Latin rund 2000 Studenten. Vor dem Sitz der UNEF und im Hof der Sorbonne nahmen neben Studentenvertretern auch Professoren das Wort, um die Forderungen nach Aufrechterhaltung des geplanten Erziehungsbudgets, nach Reform und Demokratisierung des Bildungswesens und Ausbau der Institutionen zu unterstreichen.

Bildungswege

Frankreich. 569 Nichtabiturienten haben sich in Frankreich um die Zulassung zu einer Aufnahmeprüfung für das Hochschulstudium beworben; 396 von ihnen wurden für dieses Eintritts-Examen angenommen. Die Möglichkeit eines solchen „zweiten Bildungswesens" ist durch einen Erlaß vom 5. 4. 1957 eröffnet worden und wird zunächst als Versuch betrachtet. Das Centre national d'Enseignement par Correspondance hat Kurse zur Vorbereitung auf den Eintritt in die Universität ohne Abitur eingerichtet.

USA. Zustimmende Beurteilung fanden die Fernsehkurse bei einer Umfrage, die die Studentenzeitung „Varsity News" unter den Studenten der Universität von Detroit durchführte. Viele Studenten haben bei diesen Kursen das Gefühl, daß der Lektor zu ihnen direkt spricht und ihnen gegenübersteht, was bei Hörsaalbesuchen nicht der Fall sei. Es wurde die Ansicht vertreten, daß die dreimal wöchentlich im 30-Minuten-Programm gesendeten Fernsehkurse mehr bieten, als es normale Vorlesungen in dieser Zeit könnten. Der größte Nachteil dieser Kurse scheint der Mangel an persönlichem Kontakt zwischen Lektor und Studenten während der Vorlesungen zu sein. Im allgemeinen ist man sich aber darüber einig, daß die Fernsehkurse für diejenigen, die studieren wollen, aber reguläre Vorlesungen nicht besuchen können, die großartigste Einrichtung seien.

Frankreich. Der Doktorgrad in politischer Wissenschaft kann nunmehr auch an den juristischen Fakultäten der französischen Universitäten erworben werden. Die Kandidaten müssen Prüfungen in Rechtswissenschaft und politischer Wissenschaft abgelegt haben sowie eine Dissertation verteidigen.

England. Eine Vortragsreihe mit dem Titel „Aus erster Hand" hat das Berufsberatungs- und Stellenvermittlungsbüro der Universität Nottingham eingerichtet, um den Studenten klarzumachen, wie das Leben in den von ihnen gewählten Berufen aussieht und welche Probleme ihrer warten. Die Vortragenden sind größtenteils ehemalige Studenten der Universität Nottingham.

Hinter dem Vorhang

UdSSR. Über zwei Millionen Studenten besuchen zur Zeit die Universitäten und Hochschulen der Sowjetunion, gab der stellvertretende Minister für Hochschulbildung der UdSSR, Stoletow, bekannt. Alle Unionsrepubliken sowie auch zahlreiche autonome Republiken der UdSSR verfügen über eigene Universitäten; die Gesamtzahl beträgt gegenwärtig 39. Das Hochschulgesetz wird jetzt vor allem in West- und Ostsibirien, im Fernen Osten und in den mittelasiatischen Republiken ausgebaut. An jeder Universität werden die Vorlesungen in der jeweiligen Landessprache gehalten. Die Möglichkeiten für ein Fernstudium sind, wie Stoletow weiter mitteilte, in der Sowjetunion soweit entwickelt wie in keinem anderen Land. Es gibt über 30 Fernstudieninstitute und mehr als 60 Fakultäten, die eigens für Fernstudenten eingerichtet sind. Die Zahl der Fernstudenten soll bis zum Jahre 1960 die Millionengrenze überschreiten.

Polen. Drei Arbeitslager für ausländische Studenten sind für 1958 in Polen geplant, außerdem soll im Februar im Winterkuort Zakopane ein internationales Studentenzentrum eröffnet werden.

Protest

Die Westdeutsche Rektorenkonferenz protestierte in Telegrammen an den Hessischen Ministerpräsidenten, den Kultusminister und den Landtagspräsidenten gegen das geplante Lehrergesetz. Unter anderem heißt es im Protestelegramm:

„Die Westdeutsche Rektorenkonferenz ist der Auffassung, daß es der Tradition der wissenschaftlichen Bildung in Deutschland widerspricht, wenn eine wissenschaftliche Hochschule von vornherein auf die praktischen Notwendigkeiten eines bestimmten Berufes ausgerichtet ist. Eine wissenschaftliche Ausbildung kann nach Auffassung der Westdeutschen Rektorenkonferenz nur an eine Anstalt erteilt werden, in der jede einzelne an ihr vertretene Wissenschaft sich ohne Rücksicht auf praktische Berufsziele nach ihren eigenen Gesetzen entfalten kann. Erst auf dieser Grundlage wissenschaftlicher Forschung und Bildung kann, wie bisher üblich, durch besondere Lehreinrichtungen den praktischen Bedürfnissen der Berufsausbildung Rechnung getragen werden.

Soweit den Lehrern aller Schulgattungen eine wissenschaftliche Ausbildung geboten werden soll, sind daher die bestehenden wissenschaftlichen Hochschulen in Zusammenhang mit besonderen Instituten der richtige und gegebene Ort. Die Westdeutsche Rektorenkonferenz begrüßt daher die Bereitschaft der Universitäten und Technischen Hochschulen in Hessen, durch geeignete Maßnahmen ihren Beitrag zur akademischen Ausbildung aller Lehrer zu leisten.

Die Westdeutsche Rektorenkonferenz weist darauf hin, daß die in der Gesetzesvorlage umschriebene Selbstverwaltung der neuen Hochschule nur ein Zerrbild dessen darstellt, was in der deutschen Bildungstradition und ihrer Fortentwicklung in einer freiheitlichen Gesellschaft akademische Selbstverwaltung ist."

DISKUS/FAZ

Neuerscheinungen aus dem Societäts-Verlag

Heinrich W. Petzet
DAS BILDNIS DES DICHTERS
Die Begegnung Rainer Maria Rilkes mit Paula Becker-Modersohn ergreift den Leser als eine der seltenen Berührungen großer künstlerisch veranlagter Menschen.
204 Seiten - 12 Kunstdrucktafeln - Ganzleinen DM 19,80

Karl Holzschuh
... ABER IHR KLAGT UNS AN!
Der „Schokoladenrichter" von Darmstadt, durch seine überraschenden Urteile in der ganzen Welt bekannt, schildert hier seine interessantesten Fälle
224 Seiten - Ganzleinen DM 9,60

Dolf Sternberger
INDISCHE MINIATUREN
Eine Folge minutiöser Porträts der Menschen des heutigen Indien in der feingeschliffenen Sprache des namhaften Essayisten und Rundfunkkommentators.
100 Seiten - Gebunden DM 4,80

Richard Kirn
DIE GOLDENE FAHNE
Stets neugierig und heißhungrig auf das Leben in allen seinen Erscheinungsformen, setzt sich Kirn gern mit der Zeit und seinen Zeitgenossen auseinander.
176 Seiten - Ganzleinen DM 6,90

Ihr Buchhändler wird Ihnen gern die hier angekündigten Bücher vorlegen. Treffen Sie jetzt in Ruhe Ihre Wahl.

SOCIETÄTS-VERLAG
Frankfurt am Main, Frankenallee 71-81

Für Studierende
Vorzugspreis mtl. DM 2,90

Deutsche Zeitung
und Wirtschafts Zeitung

In den Semesterferien portofreier Versand an die Heimatanschrift
Bestellungen und kostenlose Probenummern beim AStA

VERLAG CURT E. SCHWAB G. M. B. H. · Stuttgart W · Silberburgstraße 193

„Auf Ihr Wohl, Alter Herr! ...“

Auf dem letzten Stiftungsfest einer „Vereinigung alter Waffenstudenten“, wie sie seit Beginn dieses Jahrzehnts in vielen Städten Westdeutschlands bestehen, geschah es, daß ein Alter Herr einem eben erst „philistrierten“ zutrank. „Auf Ihr Wohl, Alter Herr“, bestätigte der junge Philister. Darauf fragte der ältere Alte Herr, ob der jüngere denn nicht aufstehen wolle, wenn er ihm zutrinke. Der Gefragte empörte sich: er denke gar nicht daran ...

Die Szene, mag sie eine Bierlaune geboren haben oder nicht, zeigt, daß junge Korporationsstudenten ihrem eigenen Brauchtum heute doch kritischer gegenüberstehen als früher, und Unterhaltungen mit ihnen scheinen zu bestätigen, daß der „Zeitgeist“ auch ihre Auffassungen vom Sinn des Comments langsam geändert hat.

Die waffenführenden und farbentragenden Verbindungen haben zu allen Zeiten der Kritik von außen begegnen und ihre Bräuche rechtfertigen müssen; es scheint aber, daß sie sich heute, nach der Restauration, mehr denn je Angriffen erwehren müssen gegen die Bestimmungsmensur, das Farbentragen und den Kneipcomment. Es mag so sein, als ob die jungen „Aktiven“ von heute in diesem Sinne keine Aktiven mehr sind.

Nach dem Kriege

Nach 1945 war den Korporationen vom Alliierten Kontrollratsgesetz jede Tätigkeit untersagt. Vielleicht, weil sie vor 1933 zumeist nationalistischen und autoritären Tendenzen huldigten, vielleicht, weil etwa die „Deutsche Korpszeitung“ im Jahre 1931 geschrieben hatte: „Die studentische Mensur ist Wehrsport im äußersten Sinne des Wortes ... Wesentlich ist aber auch die geistige Aufrüstung, die Stärkung des Wehrwillens angesichts der Tatsache, daß weite Kreise des Volkes von der minderwertigen Weltanschauung des Pazifismus verpestet sind ...“, vielleicht, weil der größte Teil der Burschenschaften und Korporationen im Jahre 1935 — es gab damals rund 1200 Korporationen, die 89 Verbänden angehörten mit über 300 000 Alten Herren — im Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbund und im NS-Altherrenbund seine politische Heimat fand.

Im Jahre 1946 kamen die Rektoren der deutschen Hochschulen überein, dem neu erwachenden Verbindungswesen im Sinne gesunder Gemeinschaftsideen nicht abgeneigt zu sein, Mensur, übertriebenen Comment und öffentliches Chargieren (Auftreten in vollem Wichs) aber nicht mehr aufkommen zu lassen! Die Rektorenkonferenz vom Oktober 1948 in Tübingen beschloß endlich, die Etablierung der alten Korporationen zu verurteilen, das Aufkommen „überlebter Tendenzen“ zu verhindern und die Veranstaltung von Mensuren sowie das öffentliche Farbentragen zu verbieten. Demzufolge stellten Disziplinarordnungen fast aller westdeutschen Hochschulen öffentliches Farbentragen und Mensurenfechten unter akademische Strafen.

Immatrikulation und Gewissen

„Das Farbentragen im Hochschulbereich und in der Öffentlichkeit und das Mensurenfechten sind als der akademischen Disziplin widersprechend untersagt ...“, so lautete auch der Absatz 2,2 der „Vorläufigen Strafordnung ... der Technischen Hochschule Darmstadt“ von 1946 als Zusatz vom Jahre 1951. „Entfernen von der Hochschule auf immer oder auf bestimmte Zeit, verbunden mit Nichtanrechnung des laufenden Semesters“ und „dauernder Ausschluß vom Studium an allen deutschen Hochschulen“, waren die aufgeführten Strafen.

Im vergangenen Sommer hatten Rektor und Senat der TH Darmstadt beschlossen, diesen Absatz aus der Strafordnung zu streichen, gleichzeitig aber den an der Hochschule lizenzierten Korporationen die Lizenzen zu entziehen. Diese sollten nur den Korporationen wiedergegeben werden, die sich verpflichteten, das Mensurschlagen aufzugeben und das Farbentragen auf bestimmte Gelegenheiten zu beschränken.

Wie an anderen deutschen Hochschulen, so hatten auch in Darmstadt die wiedereröffneten Korporationen Namen, Farben und Bräuche übernommen, wie sie vor ihrer Aufhebung bestanden hatten. Bei den Waffenverbänden wurde auch die Bestimmungsmensur als eine Art Aufnahmeprüfung für junge Mitglieder wieder eingeführt — ungeachtet des Verbotes in der Disziplinarordnung.

Es gilt als sicher, daß die jungen Korporationsstudenten das traditionelle Brauchtum nicht freiwillig übernommen haben, sondern sich den Auflagen der Statuten unterwarfen, die zu den von der Altherrenschaft finanziell auf die Beine gebrachten Bünden gehörten. Auch die Studentengeneration, die noch am Krieg teilgenommen hatte, konnte diese Entwicklung nicht aufhalten.

Der gegenwärtige Zustand muß viele Studenten zwangsläufig in einen Gewissenskonflikt bringen: bei der Immatrikulation gelobt jeder Student in feierlicher Form: „Ich verspreche, die Hochschulgesetze zu achten ...“ Viele mögen kurz nach diesem Gelöbnis zur ersten Mensur angetreten sein ... Aus dieser Situation heraus richtete eine „Interessengemeinschaft Darmstädter Verbindungen“ im Juli 1955 eine Petition an den Senat der Hochschule, in der gebeten wurde, den Verbotsparagraphen zu streichen. Es war von Grundsätzen die Rede, die den Hochschulgesetzen zuwiderlaufen. Als die neugegründeten Verbindungen für eine nach den damaligen Verfügungen erforderliche Lizenzierung ihre Satzungen vorlegten, war nämlich von Bestimmungsmensur und Farbentragen nichts zu lesen. Es war klar: Hätte der Senat der TH Darmstadt der Bitte der Korporierten entsprochen und den Absatz 2,2 der Strafordnung gestrichen, so hätte er seinerseits die „Grundsätze“ der Tübinger Rektorenkonferenz von 1948 verletzt. Hatten aber die Senate, hatten die Rektoren der deutschen Hochschulen denn überhaupt noch solche „Grundsätze“? Schon auf den Rektorenkonferenzen in Bonn (1950), Köln (1951), Marburg (1952) und Stuttgart 1953 waren die vormals bindenden Entschlüsse nur noch lauwarme Empfehlungen.

Photokopien, Lichtpausen, Photodruck, Reproduktionen, Großphotos, Diapositive, Mikrofilm.

Die Photocopie Gesellschaft WESTENDSTR. 47, Tel. [illegible]

Eindeutige Haltung

In Darmstadt wurde ein volles Jahr über den Standpunkt der Verbindungen verhandelt. Am 1. November 1956 beschloß der Große Senat, den Verbotsparagraphen aus der Strafordnung zu entfernen. In dem Beschluß heißt es u. a.: „Die Hochschule lehnt das Farbentragen und Mensurfechten nach wie vor ab. Sie untersagt es für den Bereich ihres akademischen Bodens. Absatz 2 des Paragraphen 2 der ‚Vorläufigen Strafordnung ...‘ entfällt ... Es wird den studentischen Verbindungen eine Frist zur Überlegung und Entscheidung eingeräumt. Studentische Verbindungen, die bis zum 1. April 1957 nicht erklärt haben, daß sie diesem Beschluß und dieser Vereinbarung zustimmen, werden aus der Liste der an der Technischen Hochschule Darmstadt zugelassenen studentischen Verbindungen gestrichen. Sie sind von da an private Vereinigungen, die der Hochschulgemeinschaft nicht mehr angehören ...“ Während dieser Frist wurde von Vertretern der Hochschule und einem von den Verbindungen gebildeten Ausschuß unter Vorsitz eines Herrn Radermacher Verhandlungen geführt, die eine Angleichung der Auffassungen herbeiführen sollten. Eine schriftliche Erklärung der Hochschule machte den Verbindungen auch weitgehende Zugeständnisse im Tragen der Verbindungsfarben, lehnte aber die Bestimmungsmensur weiterhin strikt ab. Die Verbindungen antworteten mit einem Gegenvorschlag über das Farbentragen, ließen aber die Mensuren unerwähnt. So wurde schließlich die Bedenkfrist bis zum 1. Juli 1957 verlängert. Anfang Juni 1957 ging jeder Verbindung an der TH Darmstadt eine Aufforderung des Rektors zu, bis zum 1. Juli 1957 zu erklären, „daß sie das Mensurenschlagen weder ihren Mitgliedern zur Pflicht macht, noch daß es überhaupt einen Bestandteil ihres verbindungsstudentischen Lebens darstellt“. Die Aufforderung war an 57 Verbindungen gegangen; 23 von ihnen hatten bis zum 1. 7. 1957 die Erklärung unterschrieben, die anderen, darunter alle schlagenden und viele nur farbentragenden Verbindungen, ließen das Schreiben des Rektors ohne Antwort.

Der Darmstädter Hochschulsenat hat als erster in Deutschland zu Farbentragen und studentischer Pflichtmensur eine eindeutige Haltung gezeigt. Ein Verbot hätte sich ohne schwerwiegende Reibereien und Ungerechtigkeiten nicht aufrechterhalten und durchführen lassen. Daher wurde lediglich gesagt, daß die Bräuche der Korporationen, da die Hochschule sie ablehnt, nicht mehr repräsentativ für die Studentenschaft sind: die schlagenden und farbentragenden Verbindungen sind demnach private Vereine, die mit der Anstalt nichts gemein haben.

Welcher Geist?

Der damalige Rektor, Prof. Dr. Brecht, begründete die Entscheidung des Darmstädter Hochschulsenats: „Die Hochschule betrachtet das Farbentragen von Verbindungen in der Öffentlichkeit und die Pflicht zur Ableistung von Mensuren als ihren Bildungszielen abträglich“ und „die Haltung, die noch im Jahre 1957 in der Bestimmungsmensur und im öffentlichen Farbentragen ein entscheidendes Mittel zur Erziehung für deutsche Akademiker sieht, ist im Hinblick auf das Weltgeschehen wirklich auf das tiefste gegen den Geist gerichtet, von dem die Hochschule ihr Haus erfüllt sehen möchte“.

Wie der Geist aussehen soll, der in einer deutschen Hochschule walten möge, bleibt offen. Bis heute hat ihn niemand definiert. Die schlagenden Korporationen wissen es und sagen uns durch den Vorsitzenden des Convents Deutscher Akademikerverbände, Oskar Pfalzgraf: „... sie (die studentischen Korporationen) sind — z. Z. wenigstens — die einzig legitimierten, weil einzig aktionsfähigen studentischen Erziehungsgemeinschaften, und ich ziehe daraus den Schluß, daß der Hochschullehrer sich ihrer bedienen müßte, wenn er Einfluß auf die studentische Jugend gewinnen will; das ist aber weder bei den vielen einzelnen Studenten möglich, noch bei den politischen Studentengruppen, die schon zahlenmäßig nur von geringerer Bedeutung, aber auch kaum bereit sind, sich beeinflussen zu lassen, da sie ja schon eine parteipolitische Position bezogen haben und sich als fertige Menschen betrachten. Sie wollen auch keine Erziehungsgemeinschaften sein.“

Diese Bemerkung spricht für sich selbst. Es wird sich auch bei kritischem Suchen aber kein Beispiel dafür finden lassen, daß ein Student vermöge seiner verbindungsstudentischen Erziehung Außergewöhnliches geleistet hätte.

Wie sich die Rechtsprechung zur Frage Farbe und Mensur einstellen wird, werden wir erst 1959 erfahren. Die Universität Freiburg, die am Verbotsparagraphen in ihrer Strafordnung strikt festhält, hat ein von den Korporationen gegen sie angestrebtes Verfahren in erster Instanz verloren, in zweiter aber gewonnen. Die Entscheidung des Bundesverwaltungsgerichtes als dritte Instanz steht noch aus.

Dieter Fleischer

Unmutiger Manfred

Armer Student, Dein Vater verdient 1150 DM, Ihr seid drei Kinder zu Hause, und Du wirst kein Honnefer Modell bekommen! Aber Du, Student, als Sohn eines Angestellten, der nur 750 DM verdient und auch drei Kinder hat, wirst 200 DM im Monat bekommen und im Gelde schwimmen. Und ein Ruf wird durch das Land gehen: Arme Eltern gesucht!

So etwa zu lesen in der „Frankfurter Allgemeinen“ vom 9. Januar 1958, unter „Hoffentlich sind deine Eltern arm!“, geschrieben vom „armen“ Manfred, dem Regierungsratssohn, über den „reichen“ Gerhard, den Sproß eines Angestellten. Der „arme“ Manfred hat allerdings in seinem „gesellschaftlichen Unmut“, wie ihn die „Allgemeine“ besonders hervorhebt, einiges übersehen.

Er spricht von Gerhards sechs sorgenfreien Semestern, in denen er auf Kosten anderer gelebt hat, und doch gibt er als Datum für das Honnefer Modell ganz richtig den 7. Juni 1957 an. Also muß doch wohl Gerhard ein anderes Stipendium gehabt haben, wo nicht nur die Bedürftigkeit eine Rolle gespielt hat. Sollten etwa die beiden besten Schüler ihrer Klasse, Gerhard und Manfred, doch verschiedener Begabung sein? Auch die Tätigkeit als „Einsatzstudent“ im Rechtswissenschaftlichen Institut wird sich kaum auf sein Stipendium zurückführen lassen, noch weniger seine Ferienaufenthalte in den USA und Schweden. Die Rechnung des Selbstmord erwägenden Manfred scheint uns in noch vielem anderen nicht aufzugehen. Sparen wir es uns.

Sollen wir daraus nun den Schluß ziehen, daß es der „Allgemeinen“ darauf ankommt, das Honnefer Modell im ganzen anzugreifen, damit beide Studenten wieder mit leeren Taschen dastehen? Dann könnte es ja vielleicht zur Gründung einer radikalen Partei kommen, wie sie die FAZ mit ihrem Schreiber jetzt so schmerzlich vermißt.

Michael Schumann

– denn sie ist wichtig

Einen fünfstelligen Betrag im Lotto zu gewinnen, ist eine erfreuliche Tatsache. Auch für den Studenten. Denn er könnte damit sein Studium bestreiten oder das Geld der Mensa schenken, die ja notleidend ist. Oder er könnte ..., ja er könnte, wenn er hätte. Hat er aber nicht. Kann er nicht. (Siehe Logik!)

So auch der Deutschen Studentenzeitung, der Zeitung für die deutschen Studenten der Bundesrepublik. Dieses Blatt leidet an Vertriebssorgen. Wenn das Geschäftsjahr zu Ende geht, wird die Bilanz einen Fehlbetrag etwa in der Höhe des zitierten Wunschgewinnes ausweisen. Es ist schändlich: Bei einer Auflage von 25 000 Exemplaren, von denen das Bundespresseamt in richtiger Erkenntnis der Lage 10 000 abnimmt, und bei 140 000 Studenten, ohne die Jung- und Altakademiker! Was ist zu tun? Es ist zum Abtreten.

Die Delegiertenkonferenz des VDS hat kürzlich in Passau einen salomonischen Beschluß gefaßt, soweit das Alte Testament hierfür in Anwendung gebracht werden kann. Nun springen die örtlichen Studentenvertretungen ein. Sie übernehmen, je nach Anzahl der vertretenen Studenten, die Garantie für ein in Bonn errechnetes Absatz-Soll. Leider aber wird auch das nicht genügen. Wir schlagen daher vor: Die örtlichen oder überregionalen Studentenzeitungen stellen ihr Erscheinen ein. Sie sind ja sowieso bedeutungslos. Sie geben die Namen ihrer Anzeigenlieferanten, der „Starschreiber“ und aller tätigen Gönner (stiller Teilhaber) nach Bonn. Dann wird es der DSZ wieder besser gehen, und das ist nötig — denn sie ist wichtig.

hs.

In Zusammenarbeit mit dem Kunstgeschichtlichen Institut der Universität Frankfurt am Main und der Vermittlungsstelle für Europäische Studienreisen

Studienfahrten

mit wissenschaftlichen Führungen:

- Ägypten, 21/28 Tage, 6. 3. bis 26. 3./2. 4., **Fahrpreis** 487,— DM. Athen (24 Stunden Aufenthalt) — Alexandria — Kairo — Luxor — (Abydos — Assuan — Edfu).
- Griechenland, 21 Tage, 3. 4. bis 23. 4., **Fahrpreis** 286,— DM. Große Rundfahrt ab Athen, 8 Tage auf Kreta oder Rhodos.
- Spanien-Marokko, 24 Tage, 3. 4. bis 27. 4., **Fahrpreis** 288,— DM. Schweiz — Frankreich — Spanien — Marokko.
- Italien, 12 Tage, 2. 4. bis 13. 4., **Fahrpreis** 139,— DM. Rom (5 Tage über Ostern) — Florenz (3 Tage). Ferner nach **Frankreich, England, Jugoslawien** etc.

VII. Internationale Skilager 1957/1958

im Kleinwalsertal und Montafon (Österreich)

Bis Mitte April: 14- und 15tägige Skikurse für Anfänger und Fortgeschrittene — Ideale Höhenlagen — Lawinensichere, gepflegte Unterkünfte — Fl. Warm- und Kaltwasser — Zentralheizung — Beste Verpflegung — Frühstück mit Ei und Kakao.

Teilnahmepreise ab 124,— DM.

Sonderbusse (Luxusausführung mit Sesselsitzen) ab Köln, Marburg, Frankfurt, Heidelberg, Karlsruhe etc.

Auch Nichtstudenten können teilnehmen. Weitere Einzelheiten im neuerschienenen Jahresprogramm 1958. Bitte anfordern!

STUDENTISCHER AUSLANDSDIENST (STAD) an der Universität in Frankfurt am Main, Raum 105, I. Zwischenstock. Sprechzeiten: dienstags und freitags 12.00 bis 13.30 Uhr, oder: Freiherr-vom-Stein-Straße 49, Telefon 70 60 05.

Beachten Sie

MÄNTEL-SONDERPREISE!

FÄRBEREI GEORG KLEIN Chem. Reinigung

30. Dez. — 8. Febr.

Annahme in allen Läden · Tel. 62251/62252

Doktoren vom Fließband

(Fortsetzung von Seite 1)

Aufgabe der geplanten Anstalt her einen Unterschied zu den Universitäten zu zeigen, den man nicht verwischen darf. Daß dies in dem Entwurf geschieht, wird am deutlichsten bei der Frage des Promotions- und Habilitationsrechtes.

In zweifacher Weise erscheint es als bedenklich und falsch, der geplanten Hochschule von vornherein das Promotionsrecht zuzuerkennen. Erstens: Wenn an ihr die „Erziehungswissenschaften" gepflegt werden sollen, wie der Gesetzentwurf es vorsieht, so sind das keine Wissenschaften in dem Sinne, in welchem die Universitäten und Technischen Hochschulen — also die Institutionen, die den Doktorgrad vergeben — sie pflegen. Denn was den Befürwortern des Gesetzes als Forschungsaufgaben der neuen Hochschule vorschwebt, hat entweder nicht die Weite echter Wissenschaft oder muß als Wissenschaft erst begründet werden. Neue Wissenschaft gedeiht aber nicht ohne die Kritik der Nachbarwissenschaften. Sie darf daher nicht im Herbarium einer neuen Hochschule getrieben werden, sondern gehört ins Kreuzfeuer wissenschaftlicher Kritik, d. h. an die Universität! Man wende nicht ein, dort geschähe nichts für Fragen der Gruppenpsychologie oder Schulpädagogik! Mit je einem Lehrstuhl für Psychologie und Pädagogik ist's freilich nicht getan. Auch auf diesen Gebieten ist der Ausbau der Wissenschaft abhängig von der Zahl der Arbeitsplätze der Wissenschaftler.

Tradition und Universitätsrecht verbinden die Promotion mit dem Begriff der reinen, auf Erkenntnis gerichteten Wissenschaft. Man könnte für gewisse theoretische Arbeiten auf dem Gebiet der Fachdidaktik, der Schulpsychologie usw. ja einen besonderen Titel schaffen: Ehre einem Baccalaureus. Den Doktorgrad — der ja nichts als ein Titel ist und nur bei den Medizinern aus besonderen Gründen berufsbedingend — sollte man den „reinen Wissenschaften" vorbehalten.

Zweitens: Die Universitäten und Technischen Hochschulen kämpfen seit Jahren um eine Wertsteigerung des Doktorgrades, vor allem um ihn dem Ausland gegenüber wieder zu Ansehen zu bringen. Deshalb sind die Promotionsordnungen verschärft und die Anforderungen gesteigert worden. Diesen wichtigen und bislang erfolgreichen Bestrebungen würde das Land Hessen in den Rücken fallen, wenn es der geplanten „Hochschule für Erziehung" von vornherein das Promotionsrecht gäbe. Wer heute seinen Doktor machen will, hat z. B. seine liebe Not mit den Nebenfächern. Das ist so gut und richtig! Aber an der geplanten Hochschule würden diese Nebenfächer, die an der Universität große Wissensbereiche darstellen, fehlen oder nur durch Zwergfächer zu vertreten sein. Damit würde der Doktorhut billig!

Betrachten wir noch kurz das Habilitationsrecht. (Auch hier gilt, was über den Wissenschaftsbegriff gesagt wurde.) Jede Habilitation an einer deutschen Universität wird heute an jeder anderen, ja, sogar an zahlreichen ausländischen, anerkannt. Wer für ein Habilitationsrecht einer Volksschullehrerakademie eintritt, muß sich darüber klar sein, daß er damit die Einheit der Verfahrensweise an deutschen und außerdeutschen Universitäten und Technischen Hochschulen in Frage stellt. Es darf aber nicht wieder dahin kommen, daß man bei Ausschreibungen liest: „. . . ausgenommen Dr. und Dr. habil. der Hochschule X." Warum will man nicht auch hier ein anderes Wort für die entsprechende Verfahrensweise an der neuen Hochschule verwenden, da es doch eine andere Sache wäre? (Außerdem wäre es mißlich genug, wenn Nichthabilitierte die Habilitation aussprächen — und das wäre notwendigerweise zunächst mit einer solchen Regelung verknüpft.)

Der Gesetzentwurf ist nicht überall so klar, daß man die Tragweite aller Paragraphen mit Sicherheit ablesen könnte. Einer besonderen Beachtung wert erscheint uns die beabsichtigte Bildung eines „Landesprüfungsamtes". Wenn es sich dabei um eine Koordinierungsinstanz handelt, die etwa darüber wacht, daß in Marburg und in Frankfurt annähernd gleich schwer geprüft wird, so wäre eine solche Institution nur zu begrüßen. Freilich dürfte ein solches Landesprüfungsamt nicht einheitlich organisiert sein, sondern entsprechend der Vielfalt der Schulen in drei Kammern, einer für die Volks-, einer für die Mittelschule und einer für die Gymnasien. Denn der Altphilologe versteht im allgemeinen ebensowenig von der pädagogischen Problematik bei den i-Männchen wie der Volksschullehrer von Herodot und Pindar. Wenn man unter dem Landesprüfungsamt aber eine zentrale Prüfungsstelle für alle hessischen Lehramtskandidaten zu verstehen hätte, wäre dieser Plan schon deswegen abzulehnen.

Noch ist der Entwurf nicht Gesetz, noch ist es Zeit zum Verhandeln. Der Herr Minister für Erziehung und Volksbildung hat den vier Rektoren der hessischen Universitäten und der Technischen Hochschule Darmstadt zugesagt, daß er mit ihnen über alle Angelegenheiten sprechen wolle, welche die Universität berühren. Zweifellos gehört dieser Gesetzesentwurf dazu. Die SPD, von der hier alles abhängt, hat oftmals erklärt, daß man auf die Stimme der Wissenschaftler hören müsse. Was ihr in Sachen Atombomben richtig scheint, wird sie auch in so wichtigen Fragen des Bildungswesens für billig halten. Die Dekane der philosophischen Fakultäten zu Frankfurt und Marburg haben mir erklärt, daß die philosophischen Fakultäten zu Verhandlungen jederzeit bereit sind, mehr noch, daß sie darauf hoffen. Wir möchten wünschen, daß die Männer der Politik in dieser Frage auf die Wissenschaften hören. Die Parteien würden damit alle beschämen, die ihnen Mangel an Verständigungsbereitschaft und Sachlichkeit vorwerfen.

Die Universität kann aber nicht nur warnen und Abstriche an dem Gesetzesentwurf vorschlagen; sie kann selbst mit dazu beitragen, die Ausbildung der Volks- und Mittelschullehrer zu verbessern. Nicht in dem Sinne, daß deren Ausbildung von ihr voll zu übernehmen wäre. (Damit würde sie sich, wie erwähnt, in Widerspruch zu ihrem eigenen Wesen setzen.) Aber wenn z. B. immer wieder gefordert wird, daß auch der Volksschullehrer wenigstens in einem Fach über das schulmäßig Notwendige hinaus möglichst nah an den Born der Forschung geführt werde, so kann die Universität diese Aufgabe übernehmen. Nicht auf dem Wege einer sturen Gleichmacherei, sondern unter Berücksichtigung der Mannigfaltigkeit des Bildungswesens wäre so zu erreichen, was so lange Wunschbild blieb: daß an die Stelle der Zerspaltung des Lehrerstandes eine Einheit tritt, die sinnvoll und zweckentsprechend gegliedert ist. An der Schaffung eines solchen besseren Zustandes mitzuarbeiten, ist die Universität mit Rat und Tat bereit.

Dr. Werner Goez

Leserzuschrift

Ernst und Frohsinn

Ich bedaure sehr, daß der Schreiber Ihres Artikel „Volontäre der Pädagogik" sich nicht an Ort und Stelle besser über die Arbeit in einem Studienseminar unterrichtet hat. Sonst wäre nicht ein so schiefes, entstelltes, im einzelnen meist falsches Bild gezeichnet worden, das die Referendare meines Seminars, in dem Frohsinn und Ernst zu Hause ist, zu stillvergnügter Heiterkeit veranlaßt hat.

Irgendwo aufgegriffene oder aufgefangene Einzelheiten, kritiklos verallgemeinert — ist das Gebot der Wahrheitsfindung für den Journalisten so leicht zu erfüllen? — und im einzelnen sachliche Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten am laufenden Band geben noch kein zutreffendes Bild einer Einrichtung, die, in der Öffentlichkeit wenig bekannt, eine der verantwortungsvollsten Aufgaben zu erfüllen hat: nämlich die Heranbildung der die Universität verlassenden Studenten zu Lehrern und Erziehern der höheren Schule.

Schade um jeden Leser, jede Leserin Ihrer Zeitschrift, die sich nach den Ausführungen Ihres Mitarbeiters ein ganz falsches Bild von der pädagogischen Vorbereitungszeit machen müßten. Fordern Sie sie bitte auf, sich an mich zu wenden: Ich bin gern bereit, sie einzeln oder zu mehreren über die Arbeit eines Studienseminars zu unterrichten und so ihnen eine erste Grundlage für ihre Einstellung zu ihrem späteren schönen, wenn schon schweren Beruf zu geben. Das könnte eine erste verantwortungsbewußte Arbeit an unserem künftigen Nachwuchs sein. Herrn Kaisers Artikel dient solcher verantwortungsbewußten Arbeit nicht!

Mit vorzüglicher Hochachtung
Dr. G. Hofmann,
Leiter des Studienseminars I f. d. Lehramt an höheren Schulen.

Die Nasen werden kürzer

Friedrich Sieburg gilt als ein Exponent gepflegten Stils. Er selbst kritisiert zuweilen gewisse Sprachunarten seiner Kollegen und Zeitgenossen. Aber ein Karl Kraus kann der nicht sein, der selber über die Drähte stolpert, die er anderen spannt. „Baumkuchen (in dem man so viel Verdecktes und Versteckte schmeckt)" nannte Gottfried Benn den Stil Friedrich Sieburgs. War das nicht ironisch gemeint, so doch zumindest ambivalent.

Kürzlich interessierte sich Herr Sieburg für die Physiognomie „des" Deutschen. Als heitere Introduktion zunächst ein paar Zitate: „Die Haartracht", so meditiert Herr Sieburg, „liegt in der Hand des einzelnen, die zunehmende Körperlänge ist schon geheimnisvoller. Die Nasen werden kürzer." Dem wird mancher widersprechen, denn geheimnisvoller als die zunehmende Körperlänge scheint auf jeden Fall die in der Hand des einzelnen liegende Haartracht zu sein. Yul Brunner etwa wird man als einen idealen Vertreter dieses Typs anzusehen haben: Glatzkopf und behaarte Hände. Noch eine Probe: „Der Kopf des ‚gepflegten Mannes' wird nur langsam von dem amerikanischen Gesicht verdrängt, das eine hochgebürstete Haarlocke, eine stumpfe Nase und ein lachendes Gebiß zeigt." Da haben wir's: der Kopf wird vom Gesicht verdrängt, und die Zahnprothesen beginnen zu lachen (wofür wir Verständnis haben).

Doch Spaß beiseite: „Der Deutsche", so meint Herr Sieburg, „ist physiognomisch ein Fall für sich." Zugegeben! Aber wer oder was ist das: „der" Deutsche? Seit dem Universalienstreit neigt man mit Recht zu der Annahme, daß hypostasierte Allgemeinbegriffe der Wirklichkeit nicht gerecht werden können. „Der" Deutsche ist ein Abstraktum, ein Noumenon, bestenfalls eine Semi-Realität mit Abstrichen, von der nichts Geringeres übrigbleibt als ein „Rundkopf mit ein wenig vermischten Zügen, mit kleinen aber wachen Augen, mit undeutlicher Nase und geringer Ausbildung des Hinterhaupts". Ein ziemlich unsympathischer Patron also. Und schuld ist der liebe Gott. Er nämlich muß, als er das Gesicht „des" Deutschen formte, plötzlich die Lust verloren haben. Daher die „Unfertigkeit" des deutschen Gesichts. Hat aber der Schöpfer für immer „entmutigt die Hände sinken lassen, oder hat er da, im Gegenteil, noch Großes vor?" Das wollen wir doch der Welt nicht noch einmal wünschen. Herr Sieburg scheint aber dem Gedanken, daß der Mangel des deutschen Gesichts möglicherweise ein Positives andeute, nur mit Mühe widerstehen zu können. Vorerst ist freilich „das deutsche Gesicht dazu verurteilt, noch eine Weile auf die Hand des Genius zu warten, der seine Züge glättet, entspannt und den Stoff zu Ende gestaltet". Ist's aber einmal so weit, dann wird es sich (wieder einmal) um eine „Vollendung" handeln, „an der unsere Nachfahren, wenn sie Glück haben, einmal das europäische Gesicht erkennen werden". — Baumkuchen, sagt man da mit Gottfried Benn, Baumkuchen, „in dem man so viel Verdecktes und Versteckte schmeckt"! Das zum europäischen Gesicht sublimierte Antlitz „des" Deutschen! Was verdeckt das? Herr Sieburg soll nicht verdächtigt werden, wo er „lediglich" der Eigenbewegung „seiner" Sprache zum Opfer fiel. Aber die Entschuldbarkeit des Unsinns hört da auf, wo Nasen gekürzt, Züge geglättet und denkerische Schulden mit pauschalen Klischees beglichen werden sollen. Naphta

Zeitschriftenschau

Wir empfehlen unseren Lesern folgende Zeitschriftenaufsätze zur Lektüre:

Politik

„Was ist des Deutschen Vaterland?"
Walter Dirks in Frankfurter Hefte. 1957, H. 12.
Theo Friedenau in Die politische Meinung. 1957, H. 19.

Wird abgerüstet werden?
Wilhelm Grewe in Die politische Meinung. 1957, H. 19.

Nation und Staat. Europa braucht eine Magna Charta der nationalen Minderheiten.
Adolf Süsterhenn in Rh. Merkur vom 6. Dezember 1957.

Wissenschaft

Abhandlungen zum Raumproblem
in Studium generale. 1957, H. 9, 10.

Die Problematik des Nationalcharakters.
Frederick Hacker in Deutsche Universitätszeitung. 1957, H. 23/24.

Sozialpsychologie der gegenwärtigen Familie.
René König in Universitas. 1957, H. 12.

Erneuerung des Geschichtsbewußtseins.
Theodor Schieder in Das Parlament vom 31. Dezember 1957.

Der neue Mensch. Versuch über Sowjetpädagogik.
Rudolf Ernst Skonietzki in Hochland. 1957, H. 2.

Das Ideal als Versuchung?
Helmut Thielicke in Universitas. 1957, H. 12.

Kultur

Das Ethos der pluralistischen Gesellschaft.
Goetz Briefs in Politische Studien. 1957, H. 92.

Gesellschaft im Übergang.
Verschiedene Aufsätze in Dokumente. 1957, H. 6.

Vom blinden zum sehenden Fortschritt. Forderungen an die Technik und den Menschen der Zukunft.
Robert Jungk in Deutsche Zeitung und Wirtschaftszeitung vom 28. Dezember 1957.

Nobelpreisträger Eugene O'Neill und die Weltliteratur unserer Zeit.
Robert E. Spiller in Universitas. 1957, H. 12.

LICHTPAUSEN
schnell, preiswert,
erstklassig.
Botendienst---
Photocopie Gesellschaft
WESTENDSTR. 47, Tel. 775441

EX VOTO

Zur Ausstellung „Bildwelt und Glaube", volkstümliche Kulte und Verehrungsformen

Die Zahl der Besucher kennzeichnet nicht immer die Qualität einer Ausstellung. Besonders heutzutage nicht. Sie kennzeichnet vielmehr die Situation der Gesellschaft, gibt Auskunft über ihre Neigungen und Allüren. Es ist ein eindeutiger Befund, daß Automobilausstellungen von einigen Hunderttausenden besucht werden.

°

Und die recht deprimierende Tatsache, daß vom 12. Dezember bis zum 12. Januar etwa 2500 Personen eine Ausstellung wie „Bildwelt und Glaube" besucht haben, wirft ein nicht weniger bezeichnendes Bild auf eine Gesellschaft, für die sich nun das Beiwort „industriell" durchgesetzt zu haben scheint. Das betrübliche Ergebnis der achtzig Besucher pro Tag — welche vom Ausstellungswärter hübsch einzeln mit Bleistiftstrichen statistisch verewigt werden — ist indessen auch mitverschuldet von der unzureichenden Werbung; die Initiatoren der Schau, voran das Frankfurter Institut für Volkskunde, haben die angemessene public relations-Methode für ihren Gegenstand nicht finden können. Das Plakat ist zwar in Graphik und Farbe ein hübsches Bild geworden, das die poster-fans ihren Kollektionen schon einverleiben, hat aber den entscheidenden Nachteil, mit seinen drei Abbildungen ebensogut auch für eine Ausstellung Nürnberger Spielwaren aus drei Jahrhunderten werben zu können. Unter ähnlich weiter Interpretationsspanne leidet schließlich der Titel der ganzen Sache. Wer nicht das Glück hatte, den Katalog, der all diese Nachteile der Werbemethoden wieder wettmacht, vorher zu studieren (sein Umschlagbild trifft genau ins Schwarze), war also noch lange nicht darüber aufgeklärt, was er bei „Bildwelt und Glaube" denn zu sehen bekommen würde.

° °

Das sympathische Versagen der Werbemittel vergißt indessen der Besucher, sobald er in den ersten Stock des Karmeliterklosters gelangt ist. Die bildnerischen Produktionen des frommen, in ungebrochener Naivität bittenden, gelobenden und dankenden Volkes sind mit meisterhafter Übersichtlichkeit in Vitrinen und an Stellwänden untergebracht. Die Freizügigkeit, mit der viele der Votivtafeln und Andachtsbilder über die Hürden der offiziellen Dogmatik hinwegsetzen, bestimmt auch den Stil dieser Ausstellung. Man hat sich nicht gescheut, mit kanarigelben und türkisblauen Tapetenbahnen den Besuchern einen Wink zu geben, vor Ehrfurcht hier nicht zu erstarren: gottlob wurde gelegentlich gelacht, und eine kesse Primanerin, deren Pferdeschwanz unablässig in die Luft peitschte, konnte sich nicht enthalten, einer eisernen, von der Wand stumm herabbittenden Opferhand vergnügt die rostige Innenfläche zu kraulen. Daß es hier in der Tat nicht um die „großen religiösen Geister der Menschheit" (Frau Professor Mathilde Hain im Vorwort des Katalogs) geht, sondern um „die innere Geschichte des unliterarischen Menschen" —, das wird dem Betrachter immer wieder deutlich. Die Intimität zwischen Votant und göttlichen Personen, jenes Duzfuß-Verhältnis mit dem lieben Gott und den Heiligen, die Kuriositäten und frommen Unverschämtheiten in Wunsch und Gelöbnis endlich, die den Heutigen einen Schauer über den Rücken jagen können und den Herrgott gewiß milde lächeln machen, haben sich in einer Überfülle von bildnerischen Darstellungen niedergeschlagen. Die Aussteller haben es glücklich vermieden, die Mannigfaltigkeit der Votive, Gnaden-, Andachts- und Hinterglasbilder, der Statuetten, Kruzifixe und Rosenkränze etwa pedantisch wissenschaftlich zu ordnen; vielmehr wurden votivische Komplexe zusammengefaßt und mit augenfälligen Beschriftungen versehen, also etwa „Maria Hilf", „Stallsegen", „St. Leonhard".

°

Der Katalogtext (Dr. Wolfgang Brückner unter Mitarbeit von Werner Braun) erklärt die einzelnen Votivgruppen bis ins Detail. Diese zwei Grundformen der Votivfunktion kehren bei aller Mannigfaltigkeit der Einzelformen immer wieder: Bitte um Beistand oder Heilung und Bericht und Dank für geschehene Gnade. Die spontanen Glaubensreaktionen einer praktischen Volksfrömmigkeit, die über das Gebet hinaus einen dinglich abbildenden Opferkult entwickelt haben, sind Reaktionen des bedürftigen und wundergläubigen Menschen. Er vergegenwärtigt seinen Alltagsverkehr mit der Übernatur in einer sinnlichen Zeichensprache, deren Wurzeln in früher Zeit mit den Verehrungsformen außerchristlicher Hochreligionen zusammenlaufen. Die kleinen Nachbildungen von Ackergeräten, Bienenstöcken, Butterfäßchen als Bittopfer für ertragreiche Ernten und gute Produkte, die verkleinerten Gliedmaßen aus Wachs und Holz und Silber, die Uterusvotive und Fruchtbarkeitssymbole als Bitten um Kindersegen, Heirat und Heilung gehören zu den häufigsten Stücken der Ausstellung. Einige Kuriositäten wären zu erwähnen, eine muß hier genügen: die langen Papierstreifen, mit Ablaßgebeten bedeckt, die die wahre Körpergröße Mariens darstellen sollen, wurden häufig von Schwangeren um den Leib gewickelt als Bitte um gesegnete Geburt.

°

Diese Ausstellung hätte das Vielfache an Besuchern verdient; trotz Television und günstiger Presse haben sich offenbar viele deshalb abhalten lassen, weil sie hier „etwas Religiöses" witterten. Doch ist ihnen nicht nur ein Vergnügen entgangen.

Wie die Ausstellung „Bildwelt und Glaube" allerdings versuchen will, die volksfrommen Dinge in den Zusammenhang von Leben und Glauben „zurückzuführen" — wie es eine Textstelle des Katalogs in Aussicht stellt — muß rätselhaft bleiben. Dies ist eine Utopie; handelt es sich doch um Zeugnisse des Volksglaubens, die ihrem sakralen Panorama vornehmlich der Wallfahrtsorte längst entrissen sind und bar ihrer früheren numinosen Ausstrahlung zu Untersuchungsobjekten der Volkskunde wurden. H. R.

Es herrscht noch Freude

„... Danach rollte ein heiter-buntes Programm ab, in dem der Humor ausgiebig zu Worte kam, und es ging auf Mitternacht, als das Tänzchen begann, das nun fast pausenlos jung und alt in Bewegung hielt. Es war halt wieder einmal schön, und jedenfalls war es noch dunkel, als die letzten Unentwegten den Hausschlüssel zückten ..."

So steht es in einer Provinzzeitung, und man denkt spontan an Karl Kraus, der das nicht geschrieben haben kann. Die drei Punkte am Ende stehen auch im Original: vielleicht sind sie Symbol für die Vergeblichkeit, die passende Tür für den Schlüssel zu finden. Unterzeichnet ist diese Etude mit - a, hinter dem sich zweifellos ein Kenner verbirgt, dem das Abrollen des Programms noch gegenwärtig ist. Er hatte die Gelegenheit, den Humor kennenzulernen, der einiges zu sagen hatte. Also doch! Die Inkarnation des Witzes in Deutschland, dem seit jeher Tiefsinn nachgeschrien wird, ist endlich gelungen, und - a vermag nur in dürren Worten davon zu berichten. Ich glaube fast, er strotzt vor Bescheidenheit und liebt das nüchterne Protokoll. Aber lesen wir weiter! „... das Tänzchen begann ..." Aha! Wieder eine Inkarnation. Der Kerl behandelt Abstrakta wie gute Bekannte. Aber nicht genug! Das Tänzchen hält fast pausenlos jung und alt in Bewegung. - a ist ein Platoniker. Für ihn gibt es keine Individuen mehr, aber Ideen, Allgemeinheiten, die er wahllos verkuppelt. „Jung und alt." Sicher hat er eine Scheu vor dem abstoßenden Einzelnen und liebt nur die Höhe des Geistigen, das angesichts eines Veitstänzchen nur Allgemeinstes skizziert. Er hat auch das Geschlechtliche über und wählt Gattungsbegriffe, die keine Vorstellung mehr gewähren, denn, geneigter Leser, hier ist alles in die Lauterkeit des Begriffes aufgelöst, die freilich nichts mehr von den Ereignissen verrät. Details! Mehr Details! - a fährt jedoch gelassen fort. „Es war halt wieder einmal schön." Er kennt die Wiederholung des Glücks. Als Berichterstatter des Frohsinns, mit einer Flasche gegen die Langeweile gewappnet, wird er wohl einige Einzelheiten notiert haben. Aber das geht nicht! - a trifft lediglich die bedeutungsschwangere Feststellung: „Es war halt wieder einmal schön." Ein Genuß für den geneigten Leser, sich den Hergang selber auszumalen. - a besitzt Taktgefühl, der Phantasie zu überlassen, was er nicht gesagt hat, und das ist fast alles. - a besitzt sicherlich ausgiebige Kenntnis der Interpunktion, ist aber in der Handhabung der Worte sehr zurückhaltend. Überall Abscheu vor dem Konkreten: - a setzt die Phrase der Allgemeinheit, die nichts und alles zugleich birgt. Die Pointe jedoch bringt es an den Tag: „und jedenfalls war es noch dunkel, als die letzten Unentwegten den Hausschlüssel zückten ..." Das Ganze war also eine Sauferei gewesen. Man erfährt es über den Umweg eines verwässerten Witzes. - a liebt das Prinzip der Verhaltenheit: nur nichts sagen, aber reden, aber schwätzen. „Es war halt wieder einmal schön gewesen." Warum „halt", wenn der Unsinn weitergeht. - a ist nur ein kleiner Funktionär des Geschwätzes, das kleine Ereignisse mit weltgeschichtlichen Vokabular versieht. homunculus

Der „**DISKUS**" schrieb:
„... warum nicht in die Schmiere gehen, um glucksend und wiehernd unbefriedigte Sexualität abzureagieren?"

Aus gleichem Anlaß „**DIE KULTUR**":
„... das Wort vom Theater als einer moralischen Anstalt hat in der Schmiere eine höchst überraschende, erfreuliche Bestätigung erfahren ..."

Und Ihre Meinung?

Bei rechtzeitiger Bestellung erhalten Studenten auf unsere ohnehin niedrigen Eintrittspreise Nachlaß.

DIE SCHMIERE, das schlechteste Theater der Welt
Am Römer, Telefon 2 10 66 (12.00—14.00 u. ab 16.00 Uhr)

HORST BIENEK

DIE TUGEND DER PENELOPE

Sie ruhte auf weichen, samtenen Kissen im Schatten eines Holunderbaumes und träumte von einem jungen, schönen Faun, als Eurykleia herbeikam und ihre Herrin unsanft weckte. „Draußen ist einer, der gute Nachricht mitzubringen vorgibt", sagte die alte Magd mit knorriger Stimme und entfernte sich schlurfend. Sie erhob sich gähnend, ordnete ihr Kleid und warf die Haare mit einer raschen Kopfbewegung nach hinten. Mit der Zunge fuhr sie nachdenklich an den Zähnen entlang, dabei spürte sie den bitteren Geschmack des Zorns im Munde. Sie dachte daran, daß sie jetzt schon zum dritten Male von dem Faun geträumt hatte, und jedesmal war sie dabei geweckt worden. Wütend stampfte sie mit ihren nackten Füßen auf, dann schoß sie alle Kissen in die verschiedensten Richtungen auseinander. Sie nahm sich vor, bei Laertes über ihre Magd Eurykleia Beschwerde zu führen, deren rohes und schroffes Wesen schon häufig ihren Widerspruch herausgefordert hatte. Sie ging durch das sonnenwarme Gras, und dabei streckte sie einmal den linken Arm, dann den rechten Arm, einmal das linke Bein und dann das rechte Bein straff heraus, um so den Schlaf aus ihren Gliedern zu schütteln. Ich werde mir eine junge Dienerin suchen, dachte sie, die mir mit lieblichen Gesängen die Zeit vertreiben soll. Sie blickte sinnend einem Albatros nach, der kreisend in den Lüften flatterte. Was für ein häßliches Geschäft man mir aufgegeben hat, dachte sie und zog die Lippen zusammen, immer soll ich nur warten und Botschaften anhören, die mehr als zweifelhaft sind, und dann soll ich mich wieder weinend hinter den Herd setzen, nur damit die anderen über ein tugendhaftes Weib reden können. Sie sah den Albatros in der Bläue entschwinden, und die Sehnsucht machte ihre Augen dunkeln. Als sie am Wasserspeicher vorüberkam, blieb sie nachdenklich stehen und warf einen langen Blick hinein. Ich werde fett, dachte sie, ich werde alt. Sie faßte sich an den Hals und spürte mit einem geheimen Ekel die Haut faltig und sackig zwischen ihren Fingern. Es ist besser, wenn ich mich in der Kühle des Hauses niederlege, überlegte sie, die Wärme draußen macht mich schwammig. Aber sie wußte genau, warum sie sich in den Garten hinter den großen Holunderbaum niederlegte, denn dort erschien in ihren Träumen der junge Faun mit dem schönen Hirtengesicht.

Sie war noch immer über den Wasserspiegel gebeugt, und unverändert sah sie dort in silberner Schwärze das Gesicht einer schönen Frau (es kam ihr ein wenig feist vor), es schien, als sei es für die Ewigkeit gemacht. Und plötzlich stieg in ihr das animalische Bedürfnis auf, diese Ewigkeit, dieses Bild, zu zerstören. Sie klatschte mit der Hand auf die glatte, flimmernde Fläche, und als nur noch ein unförmlicher Schatten auf der Oberfläche tanzte, tauchte sie befriedigt ihre weißen Hände hinein und näßte mit den sonnendurchtränkten Tropfen das Gesicht. Dann durchquerte sie hüpfend den Garten bis zur Eingangshalle. Dort hob sie eine Tonscherbe auf und kratzte damit einen Strich in die rohe Wand, die schon über und über mit solchen Zeichen bedeckt war. „Sechzehntes Jahr", sagte sie laut, und dann zählte sie mit den Fingern reihenweise zusammen. „Und einhundertsechsundfünfzig Tage", sagte sie, und sie warf die Scherbe wieder zu Boden. „Und immer noch allein", sagte sie. Dann dachte sie: Ich werde ihn gleich fortschicken. Sie hüpfte in schilfgeflochtene Sandalen und trat in die Halle ein. Der Geruch verwesender Erinnerungen umfing sie hier, aber sie spürte nur die schattige Kühle der Gegenwart. Sie setzte sich in einen tiefen Stuhl neben der erkalteten Herdstelle und rieb mit den Fingern fest ihre Augen, bis sie gerötet waren. „Eurykleia", schrie sie, und ihre Stimme war vom Schmerz dumpf gefärbt, „laß ihn ein!"

Es dauerte nicht lange, als ein schöner Jüngling in die Halle eintrat. Er taumelte die ersten Schritte, denn er sah nichts, da seine Augen das scharfe Sonnenlicht gewöhnt waren und die sanfte Dämmerung der Halle ihn betäubte. Sie sah ihn eintreten, und sie weidete sich daran, wie er in der großen Leere vereinsamte. Wie erschrak sie aber, als er ihr das Gesicht zuwandte und sie darin eine geringe Ähnlichkeit mit dem Faun ihrer Träume feststellte. Sie faßte sich schnell und rief dem Fremdling zu: „Kommt nur näher, Ihr seid mir Freund, denn Ihr bringt Nachricht von meinem Mann, von Odysseus."

Der Jüngling hatte sich inzwischen an das Halbdunkel gewöhnt. Er trat näher zu ihr heran, und noch im Gehen rief er: „Ich bin Euromeos, Sohn des Königs von Minora, und ich bin gekommen, um jene Frau zu sehen, von der man bewundernd sagt, daß sie bereits das siebzehnte Jahr auf ihren Gatten warte, ohne jemals die Treue gebrochen zu haben." Dann kniete er vor ihr hin, und er sah, daß sie schön war. Er dachte, es ist nicht gut, daß sie geweint, denn die geröteten Augen machen sie alt, und dabei senkte er seinen Blick auf die Marmorstufen. Penelope sah ihn an, und sie dachte: er ist schön, und dann dachte sie, er ist jünger als Odysseus, und sie erschrak. Was für einen blassen Mund er hat, und welch melancholische Augen; sie zuckte bei diesen Gedanken zusammen. Ich werde ihn fortschicken, ich werde ihn gleich fortschicken, dachte sie hastig. Und sie fragte ihn mit zitternder Stimme: „Was hast du mir zu sagen?"

Des Fremdlings Lippen erblaßten noch mehr. Er fühlte die großen Augen unter den langen Wimpern auf sich ruhen, und das verwirrte ihn. Er tat jedenfalls so. Er blickte zu Boden, spielte mit dem Saum ihres Gewandes, das lang bis zu den Stufen herunterfiel, und stammelte nach einer Weile: „. . . ach nichts . . . doch . . . eigentlich nicht viel . . ." Penelope lächelte, weil sie wußte, daß er es nicht sah. Sie ließ eine kleine Pause vorüberstreichen, dann fragte sie: „Sagt, Euromeos, wo habt Ihr Euer Gefolge?" Und sie war befriedigt, als sie ihre Stimme so streng und kühl vernahm.

Der Jüngling sah wieder zu ihr auf. „Ich bin ganz allein gekommen, unten an der Küste findet Ihr noch mein Ruderboot." Er spielte noch immer mit ihrem Gewand, aber jetzt nicht mehr allein am Saum. Penelope sah es, aber sie sagte nichts. Und als wieder der Gedanke an sie herantreten wollte: ich muß ihn fortschicken, da verdrängte sie ihn rasch aus ihrem Bewußtsein. Sie sagte, um ein geringes freundlicher: „Ihr seid mutig, junger Held; aber nun müßt Ihr mir sagen, welche Botschaft Ihr für mich habt?" Und als der Fremde wieder schwieg, fuhr sie fort, „so antwortet mir, wann habt Ihr Odysseus gesehen?"

Euromeos setzte sich auf die Stufe, er ließ ihr Kleid los und sah sie groß von unten an. „Es ist schon lange her", begann er seine Erzählung, „Odysseus zog vor der großen Schlacht bei Troja noch einmal durch unser Land; ich war damals ein Knabe und jubelte ihm zu, als er durch unsere Stadt ritt". Und dann berichtete er von den Taten des Odysseus, wie sie schon seit Jahren legendär von den Bewohnern aller Stämme erzählt wurden. Penelope sah ihn immer dann an, wenn sein Blick auf dem Boden oder an den Wänden entlangschweifte, und sie wunderte sich nur, mit welcher Geduld und Zuneigung sie den Erzählungen dieses Mannes zuhörte, der Vergangenheit und Gegenwart, Wahrheit und Erfindung unermüdlich vermischte, so daß sie ihm bereits nach den ersten Sätzen keinen Glauben mehr schenkte. Sie fuhr mit der Zunge nachdenklich an den Zähnen entlang, und sie dachte dabei an den Faun, und an den Holunderbaum, und plötzlich entdeckte sie, daß der Erzähler nicht mehr von Odysseus, sondern von ihr sprach, sie schob das Traumgesicht hinweg, und ganz deutlich vernahm sie seine Worte „. . . ich bin hierher gekommen, weil ich nicht glaube, daß eine solch schöne Frau wie Ihr sich siebzehn Jahre lang in Tränen und Kummer verzehrt . . ."

Penelope stand auf. Sie war zornig geworden. Ich muß ihn wegschicken, dachte sie, aber sie spürte, daß ihr Zorn wie eine Schar aufgeschreckter Wildenten war und rasch zerflatterte. Sie rief Eurykleia herbei und befahl ihr, Boten auszuschicken, die feststellen sollten, ob der Fremdling tatsächlich allein mit einem Ruderboot angekommen sei. Sie blickte auf die Marmorstufen und verfolgte mit ihren Augen eine Ameise. (Dort war aber keine Ameise.) Euromeos stand ebenfalls auf und trat nahe an sie heran. Er spitzte die Lippen und sagte leise (und sie spürte seinen heißen Atem hinter dem Ohr): „Warum wartest du auf ihn? Du bist ein törichtes Weib, weißt du nicht, daß Odysseus in Troja die besiegten Frauen geschändet hat, weißt du nicht, daß er sich lange Jahre mit Circe vergnügt hat, weißt du nicht, daß er in jeder Stadt mit den käuflichen Mädchen schläft, indes du hier dein Gesicht in Asche badest und ihm die Treue hältst? Du bist schön, Penelope, heute noch bist du schön, Tugendhafte, aber er ist alt und häßlich, und man sagt von ihm, daß er lahmt und eine Schindmähre reitet, die man besser aus Mitleid töten sollte; er ist gut dafür, um mit den Marktweibern Späße zu machen . . ." Er berührte mit seiner Zunge ihr Ohr.

Penelope hatte ihm mit geschlossenen Augen zugehört. Sie spürte bei seinen Worten, wie sich in ihrem Innern ein Tier erhob. Einmal hatte sie bereits leise aufgeschrien. Jetzt riß sie die Augen auf, ihr Gesicht färbte sich mit roten Flecken, sie hob die Hand . . . aber als sie das faunshafte Antlitz des Jünglings sah, ließ sie die Hand sinken. Sie sagte nur: „Hör auf! Hör auf!" und es klang sehr müde. Ich muß ihn wegschicken, dachte sie, aber sie hatte nicht den Mut, es auszusprechen. Und irgendwo fragte es in ihr: vielleicht hat er recht? und wenn er recht hätte? Sie bedeckte mit den Händen ihr Gesicht, aber zwischen den gespreizten Fingern sah sie das melancholische Lächeln des Jünglings. Seit langen Jahren spürte sie zum ersten Male wieder das Bedürfnis, zu weinen. Aber sie weinte nicht. Obgleich doch alles in ihr weinte. Sie hob noch einmal die Hand (und sie spürte, wie in ihr das Tier hochkroch) und strich damit Euromeos langsam über das Gesicht.

Als draußen die Dämmerung hereinbrach und in der Halle bereits die Nacht wohnte, kam ein Bote, der den Fund des Ruderbootes meldete. Penelope hörte die Nachricht, während ihre Hände mit den Locken des Fremdlings spielten. Als der Bote gegangen war, lächelte Euromeos und küßte Penelopes in der Dunkelheit weiß aufschimmernden Hände. Immer noch dachte sie: ich muß ihn fortschicken, aber sie wußte, daß es zu spät war. Und während sie seine Zunge spürte, dachte sie eine Sekunde an Odysseus, und sie dachte eine Sekunde an Circe, und eine Sekunde an die geschändeten Mädchen von Troja, und eine Sekunde an die Marktweiber, und sie dachte eine Sekunde an Telemach, der seinen Vater suchte, und eine Sekunde lang fühlte sie zwischen ihren Finger die Haut ihres Halses, die faltig und sackig war und sie mit geheimem Ekel erfüllte, und dann küßte sie Euromeos und dachte: ich muß ihn fortschicken. Sie dachte: wohin? Sie dachte: weit! Sie dachte: noch weiter! Sie dachte: noch viel weiter!

•

Als Penelope am Morgen erwachte, erschrak sie, denn neben ihr lag, nur mit einem Hemd bekleidet, Euromeos und atmete in tiefem Schlaf. Penelope erschrak so sehr, daß ihr Leib heftig zu zittern anfing; sie rückte von Euromeos fort, weil sie fürchtete, ihn zu wecken. Dann erhob sie sich von ihrem Lager, umgürtete sich und ging auf Zehenspitzen davon. Ich muß ihn wegschicken, drängte sich in ihr ein Gedanke vor. Sie lachte laut auf, während die Angst kalt in ihr hochkroch wie ein wildes Tier. Sie kehrte nach einer Minute zurück. In der Hand trug sie ein Beil. Da war das Tier wieder. Penelope krümmte sich vor Schmerz. Sie sah Euromeos noch einmal in das schlafende Gesicht, das dem Faun ihrer Träume so ähnlich sah, dann schlug sie mit aller Kraft zu. Dreimal hatte sie zugeschlagen, und Euromeos hatte seine Stellung kaum verändert. Nur seine Beine zog er fest an den Leib, aber das hatte er schon nach dem ersten Schlag getan. Sie ließ das Beil fallen, und dabei sah sie, daß ihre Hände blutig waren. Sie schrie leise auf und rannte hinaus. Wie weh das tat. Sie spürte das Tier in ihren Eingeweiden wühlen. Sie glaubte fast, daß sie sich selbst getötet hatte.

Später kam sie mit Eurykleia zurück, die den Toten sah, ohne daß sich ein Muskel in ihrem Gesicht veränderte. Gemeinsam hüllten sie den Toten in ein schmutziges Tuch und verscharrten ihn noch in der Morgenfrühe im Garten hinter dem Holunderbaum. Penelope aber legte neue Gewänder an, sie badete ihr Gesicht in grauer Asche, legte sich neben den Herd und weinte. Sie weinte sehr lange. Als die Freier kamen, waren ihre Augen immer noch mit Tränen angefüllt und weithin verbreitete sich die Kunde, daß Penelope, das tugendhafte Weib, in Treue auf ihren Gatten Odysseus wartet, der gegen Ilias auszog und erst nach zwanzig Jahren ruhmreicher Irrfahrten zurückkehren sollte.

DIE HEILIGE FAMILIE

O Bartholo, du Fahrrad-Dieb, heimtückisch, verwegen; niemand hätte sich verwundert, hätte er mit Dolchen aus Wasser, salmiakbeizend, strahlend, hart und blau und doch Wasser, um sich gestochen. Feige, hinterhältig, tapfer wie ein Zigeuner.

So schmutzig und unaufgeräumt, stinkend aus der fischverständerten Küche in der Roßdorfer Straße, wo seine Mutter Fische fängt in der Gosse, mit bloßen Händen, sie erwürgt, die strahlenden, schwarzäugigen, blauen Fischdolche zum Mittagsmahl, in der Küche.

So Bartholos Vater, ein einziger Leibriemen, morgens abgeschnallt zum Rasiermesserwetzen und sonst um den Leib die Nacht über, den Tag über und sonst einziger Schattenwerfer unter der Sonne, die die Plätze fegt, wo Bartholos Vater die Tauben belauert.

Wolfgang Maier

Historietten

Die Fortpflanzung ist eine Frage der Selbstkritik, behauptete der schäbige Mann, ob man der Welt mir ähnliche Exemplare zumuten kann.

Traum:

die Erde ist eine rotierende Schallplatte, aus der meine Fingernägel merkwürdige Geschichten herauspflügen: es gibt da Wiederholungen, seichte und tiefe Stellen und Pausen, die mich sehr verwundern.

Es ist ein nicht geringer Unterschied, ob eine Flöte oder eine Wanze auf mir spielt.

Der schäbige Mann hatte einen Gedanken, den er in Ermanglung jungfräulichen Papiers auf eine Speisekarte niederschrieb und ihn später aus bloßer Zerstreutheit bestellte, weil er keinen Preis zeigte.

Die Hoffnung ist der goldene Schatten, den das Unglück wirft.

Wer dichtet, gerät in Gefahr, für halb genommen zu werden, weil er sich stets mit Geschreibsel auffüllen muß, um ein ganzer Mensch zu sein, dann ist er es aber in einem solchen Maße, daß selbst der letzte Dreck an ihm Sinn erhält. Das ist aber schon eine Frage der Wissenschaft, dachte der schäbige Mann, der seit seiner Jugend nicht mehr dichtete.

Homunculus

dichter, mineure und pernods

Ein kurzer Blick auf den deutschen literarischen Markt genügt, um festzustellen, daß der Anteil ausländischer Autoren an der gebotenen Prosaliteratur beträchtlich, daß die Vielzahl von Gedichtbändchen junger Lyriker verwirrend ist und junge deutsche Prosaisten rar sind. Mag die Prosa eine Sache reiferen Alters sein, mag die lyrische Aussage durch die Errungenschaft von neuen, der Gegenwart angemessen erscheinenden formalen Möglichkeiten näher liegen, mag der Prosaschriftsteller beirrt sein von dem experimentellen, modernistischen Charakter der gegenwärtigen Lyrik, jedenfalls verdient in dieser Situation ein Prosawerk wie das des 1929 geborenen Gunar Ortlepp besondere Aufmerksamkeit.

Seine Erzählung „Aufbruch und Ankunft" spielt im Camp der deutschen Freiarbeiter eines französischen Kohlenbergwerks im Raume von Sally-Grenelle, mit der Silhouette der Lorettohöhe im Hintergrund; aber auch Deutschland in den Jahren unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg wird gegenwärtig und — unwillkürlich darin gespiegelt — das Leben in der Bundesrepublik fünfzehn Jahre später; und schließlich ist diese Erzählung vielfache Variation des allgemeinen Themas von „Aufbruch und Ankunft"; und zwischen vielen solchen Wegen, die ihren Kreuzungspunkt im Camp der Mineurs haben, vollendet sich der eines Lebens, des Lebens jenes Mannes, dem sie schon im pfälzischen Sammellager den Spottnamen „Dichter" gaben.

Der eine Aufbruch ist den Männern, die Ortlepp in seiner Erzählung zeigt, gemeinsam, der ins Fremde, Neue eines anderen Landes. Die einen trieb Abenteuerlust, die anderen gingen, weil sie doch schon einmal heimatlos waren, oder weil sie sich nach dem Krieg noch nicht wiedereingerichtet hatten, und, noch in der Spannung von Unsicherheit und Ungewißheit stehend, es auch nicht wollten: Robert, der Theologiestudent aus der Ostzone, Horst von der Dolmetscherschule und jener „Dichter", das Trio der Intellektuellen, und die anderen, die Horde der Neandertaler, wie sie der „Dichter" verächtlich nannte: Heinz Zeh der Metzger, der Hamburger, der Thüringer, Schinkel der Seemann und wie sie hießen. Ist dies an sich schon ein durch natürliche Spannungen und Verschiedenheit der Bewußtheitsgrade fruchtbarer Ausgangspunkt für eine Geschichte, so ist auch das Trio der Intellektuellen in sich noch spannungsreich komponiert: Horst, der kleine Jesus, der mit allen Kumpeln auf gutem Fuß steht und sich zugleich als einziger dem Dichter angeschlossen hat, der ihn fasziniert, weil er, was Horst gerne möchte, wirklich dichtet; der Dichter selbst, ein haltloser Komödienspieler, der hinter seinem wahren Selbst her ist und der „vollkommenen Gegenwart"; und Robert, der Unbestechliche, der Nüchterne, der dem Dichter immer wieder die Maske vom Gesicht reißt.

Ohne daß es sich um einen inneren Monolog noch um eine Rahmenerzählung handelte, verläuft die Erzählung in zwei Ebenen; sie umfaßt einmal nicht mehr als den Zeitraum eines Nachmittags, zwar keines beliebigen, sondern es ist der Tag, an dem das Schicksal des seit acht Tagen vermißten Dichters bekannt wurde, und es ist ein sonniger Märznachmittag, der, voll von Verheißungen, den jungen Mineur Horst nach der Schicht auf Entdeckungen nach Sally treibt. Aber schon am Ausgang des Dorfes Grenelle läßt er sich in Martins Kneipe nieder, verbringt einige Stunden vor sich hindösend und zeitweilig im Gespräch mit den nach und nach sich einfindenden Mineurs, zahlt deux cent quatre-vingt-dix für diverse Pernods und macht sich wieder auf den Heimweg ins Camp. — Soweit die vordergründige Handlung, auch hier schon Aufbruch und Ankunft, aber auch noch in einem tieferen Sinne: in dem Verlauf dieses Nachmittags gestaltet Ortlepp zugleich den inneren Weg von der Freude und Hochstimmung des Aufbruchs zu langsamer Erschlaffung und Niedergeschlagenheit.

Martins Kneipe ist ein Zentrum für die Mineurs, die hier einen guten Teil ihres Geldes und ihrer freien Zeit verbringen; aber für den Ablauf der Erzählung fungiert sie sozusagen als Stellwerk. Das zwangslose Zusammentreffen der Mineurs dort an diesem Nachmittag gibt die Möglichkeit, die vordergründige Handlung immer wieder aufzureißen und Passagen einzuschieben, die schließlich das ganze Leben im Camp, vom Aufbruch aus dem deutschen Sammellager bis zu eben diesem Nachmittag, erzählen und zugleich auch den Weg des „Dichters", seine Flucht aus der bürgerlichen Wohnung, aus der Ehe mit einem „Wesen, das seine Sorgen, seine Ängste, seinen Lebensüberdruß vertreibt, indem es sich ganz einfach ein neues Kleid oder irgendein kleines Möbelstück kauft", bis zu seinem freiwilligen Ende auf der Bank im Stadtpark von Lilles; aber das wohlgemerkt nicht als Horsts inneren Monolog, sondern es ist immer der Erzähler selbst, der die Weichen stellt. Mag dieses Einschieben von rückblendenden und überblendenden Passagen objektiv gesehen eine Aufsplitterung darstellen, so sind die Übergänge doch nahtlos und scheinen organisch durch eine nicht ausgedrückte aber suggerierte Identität von Erzähler und jenem den Nachmittag verträumenden Mineur, und der Leser verliert die Orientierung nie. So bewußt der Aufbau der Erzählung ist, so bewußt bedient sich der Autor auch der Sprache, die ihm das Mittel ist, eine mit äußerster Sensibilität und Bewußtheit aufgenommene Wirklichkeit zu reproduzieren. Die Intention seines Stils ist Genauigkeit. Die Anstrengung, Geschautes restlos ins Wort zu bannen, wird besonders da groß, wo Ortlepp den Bereich der sichtbaren Wirklichkeit verläßt und es unternimmt, mit derselben Genauigkeit Vorgänge des Innern wiederzugeben. Britta Titel

Gunar Orlepp: „Aufbruch und Ankunft." Reihe „Junge Autoren." Verlag Carl Hanser, München 1956. 159 Seiten, gebunden 6,80 DM.

Erzählerische Weichherzigkeit

Der Roman von Erich Pogats ist nicht schlecht: er verursacht immerhin ein Unbehagen, dem man nachgehen könnte, wenn er schon nicht eine kritische Emphase, die Inspiration des Kritikers, zu entzünden vermag.

„Entsetzen überfällt ihn. Würgend klammert es seine Kehle. Blut ist in meinem Gesicht! Rotes Blut! Ich bin gezeichnet. Jeder sieht, ich komme aus Dejvice."

Es ist die Flucht des Studenten Tumas vor dem Zugriff der Gestapo, die sich eines Nachts nach den Rädelsführern einer Aktion Prager Studenten umschaut, die am 28. Oktober 1939 gegen die Eingliederung der Tschechei ins Reich protestierten. Tuma ist keiner von den Rädelsführern; aber er war dabei.

Er wird Mitglied einer Widerstandsgruppe, deren Arbeit, über die ideelle Wirksamkeit hinaus, Pogats nicht präzisiert. Gefahren lauern um heimliche Zusammenkünfte, in denen Kaffeepreise diskutiert werden. Die Liquidation eines Agenten, die Gruppe ist sich selbst nicht sicher, ob es einer ist, kann als Zufall gelten. Es ist keine politische Tat; hätte sie Tuma verübt, und er stand schon bereit mit dem Revolver in der Hand, ein anderer kam ihm um Sekunden zuvor, könnte man sie neurotisch nennen. Telefonanrufe treffen auf leere Wohnungen, und da ist auch schon die Gestapo über ihnen. Tuma kommt davon; in einem alten Milchlieferwagen, die Geliebte in der Faust, Kaninchen von einem Widerstandskämpfer, kommt er noch einmal davon. Schuld ist der Autor.

Pogats Prager Geschichte vom Widerstand leidet an der Sprachhaltung. Die Sprache allein verursacht Unbehagen; nichts sonst; vielleicht hatte er es beabsichtigt.

„Irgend etwas rinnt naß, kalt, klebrig über sein Gesicht. Er denkt, es ist Slavas Blut. Mein Blut. Ich werde sterben. Nicht Slava ist tot. Ich bin tot."

Die Gestalten verbluten an inneren Monologen. In sie hinein ist das Sprachzentrum verlegt — „er denkt" ist notdürftiges Vehikel des Erzählers, die Sprache zu ihrer unglücklichen Position gelangen zu lassen — sie wird gezwungen, das erregte, vom Erzähler unbeaufsichtigte Gestammel mitzumachen, statt es zu schildern; sie verliert ihre Souveränität.

An diesem Mangel an Eigengesetzlichkeit der Sprache — der Autor hat sich wie der Heilige Geist in seine Gestalten entlassen, vermag von dort nicht zu lenken —, verdirbt die Story: Inneres Gerede unter dem Druck von Gefühlszuständen, zufällig wie die Ergüsse Verliebter, selbst dort noch, wo die Sprache in Dialoge gespannt wird, ist nicht fähig, Wirklichkeit auszubreiten, wie sie der Stoff verlangt: alles bleibt unglaubwürdig, nichts ist fraglos so, während man allein die Möglichkeit von diesem oder jenem zugesteht. Das Übel hier ist erzählerische Weichherzigkeit.

„Irre Furcht in dem tobenden Herzen", kann als stilistische Eigenartigkeit gelten: starke Adjektive erzeugen sprachliche Hochglut; die Wirkung ist penetrant. Das Gegenteil, sprachliche Unterkühlung, würde auf Umwegen das bewirken, auf was die emphatische Aufschwellung aus ist. Ich stolpere nur über das Pathos: Künstlerische Verdichtung geschieht durch Aussparung; die Höhe der Sprachfrequenz ist Funktion ihrer inneren Polarität. Aufschwemmung durch Adjektive, oder Intensivierung durch vokabularen Ballast wirken in diesem Bilde neutralisierend. Die Sprache wird hinfällig, fett.

Der Autor ist jung, wie der Verlag zu hoffen gibt, Österreicher. Ein Dichter, wie es der Verlag bescheinigt, ist er in diesem Buche nicht.

Eine Kritik der Klappentexte ist noch nicht üblich. Aber sie müßte mit größerer Bitternis geführt werden. Wolfgang Maier

Erich Pogats: „Ihr zwingt die Flüsse nicht." Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1957. 285 Seiten, Leinen 15,80 DM.

Friedrich Bülow, Volkswirtsschaftslehre, Verlag Franz Vahlen, Berlin und Frankfurt a. M. 1957, 517 Seiten, kart. 20,50 DM, Leinen 23,50 DM.

Diese „Einführung in das wirtschafts- und sozialwissenschaftliche Denken" soll (laut Vorwort) die historisch-soziologische mit der wirtschaftstheoretischen und mathematischen Methode verbinden. Bei der — durch keine Formel, Tabelle oder Kurve gestörten — Lektüre zeigt sich aber ein gewisser Bruch. Die Abschnitte über Produktion, Güterkreislauf, Einkommen und Verbrauch geben — vom Verfasser ergänzt — wieder, was hierzu von Merkantilisten, Klassikern und Modernen gelehrt und geschrieben wurde; sie sind stichwortbezogene Wissenschaftsgeschichte. Auch wer in der Geschichte den besten Zugang zur Nationalökonomie sieht, wird bedenken, ob Bülow den Anfänger hier nicht mit einer zu großen Vielfalt in zu konzentrierter Form konfrontiert. Die Fülle von Namen, Meinungen und Fakten mag den, der davon schon gehört hat, für das Weitläufige, Bunte seines Faches begeistern. Den Neuling muß es verwirren; es sei denn, er liest über vieles hinweg.

In den einleitenden Kapiteln (Grundlagen, Grundbegriffe) kommen eigene Meinungen des Verfassers stärker zum Ausdruck. Daß der komplexe Begriff „Wirtschaft" an der Entwicklung von der Hauswirtschaft zur Weltwirtschaft erläutert wird, eignet sich zum Ansatz vortrefflich. Wenn anschließend die Beziehungen von Volkswirtschaftslehre und Nachbarwissenschaften (Betriebswirtschaftslehre, Soziologie, Statistik, Psychologie, Philosophie) von Wirtschaft zu Technik, Recht und Bevölkerung behandelt werden, ist dabei (mit Ausnahme der Technik) nicht deutlich genug, daß diese anderen Bereiche für den Nationalökonomen nicht gleichwertig neben seiner Muse stehen, sondern Hilfswissenschaften und Hilfsmittel sind, wie umgekehrt die Wirtschaft z. B. nur Hilfswissenschaft der Jurisprudenz ist. Uneingeschränktes Interesse verdienen die Abschnitte über Zeit und Raum in der Wirtschaftstheorie. Insgesamt dürfte das Werk weniger dem Anfänger dienen, eher den Fortgeschrittenen um neue Aspekte bereichern.

Andreas Paulsen, Allgemeine Volkswirtschaftslehre, Teil II, Walter de Gruyter & Co., Slg. Göschen Bd. 1170, Berlin 1956, geheftet 2,40 DM.

Der Besprechung des ersten Bändchens (Dezember-DISKUS 1955) bleibt hinzuzufügen, daß der vorliegende zweite Teil das Kernstück der eigentlichen „theoretischen" Nationalökonomie behandelt: Verbrauchs- und Sparfunktion, Nachfrage, Ertragsgesetz und Preisbildung. Angeschlossen ist ein Abschnitt über Marktformen und monopolistischen Wettbewerb. Nichts erregend Neues, sondern gesicherter Fundus wissenschaftlicher Erkenntnis. Wie der Verlag ankündigt, werden zwei weitere Göschen-Bändchen über Produktionsfaktoren und Geldwesen sowie Konjunktur, Außenhandel und staatliche Aktivität das Gesamtwerk beschließen.

Anerkennung verdient die (bei Kleinformat besonders wichtige) graphische Qualität der dem Thema entsprechend zahlreichen Diagramme. Ohne am Inhalt Kritik zu üben, möchte man zuweilen wünschen, der Verfasser hätte pädagogische Rücksichtnahme wissenschaftlicher Vollständigkeit vorgezogen. Zum Beispiel wird die nackte Formel für die Elastizität des Verbrauchs in bezug auf das Einkommen (Seite 16) in diesem Zusammenhang kaum auf Verständnis stoßen, weil die Elastizität erst später (bei der Elastizität der Nachfrage) abgeleitet und in ihrer Bedeutung erfaßt wird. Wie dem auch sei: Das Bändchen bietet nach Gehalt und Darstellung wohl das Beste, was zu dieser Materie auf dem aktuellen Büchermarkt auch für Studenten erschwinglich bleibt.

Ernst E. Hirsch, Einführung in das bürgerliche Vermögensrecht für Studierende der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, Verlag Franz Vahlen, Berlin und Frankfurt a. M. 1956, 197 Seiten, kartoniert 9,75 DM.

Wiso-Studenten werden auch im Recht geprüft. Deshalb gehen sie kurz vorher zu einem Juristen, lassen sich die Paragraphen sagen, deren Kenntnis man von ihnen eventuell verlangen könnte, streichen sie im Gesetzbuch an und hoffen, daß die Klausur schon hinhaut. Daß unser Recht trotz aller neuen Gesetzgebung in weiten Gebieten noch systematisch ist und nur aus seinem System heraus wirklich verstanden werden kann, daß dieses System im Lehrplan des Wiso-Studenten aber keinen Raum findet, ist eine alte Erfahrung. Hirsch versucht deshalb, das gesamte Vermögensrecht so darzustellen, daß er von einer bestimmten Rechtsfunktion, einem bestimmten Aufgabenbereich des Rechts ausgehend, das zusammenträgt, was in Gesetz und Rechtsprechung dazu vorhanden ist. Die Paragraphen erscheinen im Wortlaut, da bloße Verweisungen, wie der Verfasser aus Erfahrung weiß, von der Mehrzahl der Studenten nicht beachtet werden. Am charakteristischsten ist der letzte Abschnitt: Unter dem Stichwort „Kreditsicherungsgeschäfte" wird referiert, was es auf dem Gebiet von Bürgschaft, Pfandrecht, Sicherungsübereignung, Eigentumsvorbehalt, Grundpfandrechten usw. für den Wirtschaftswissenschaftler Wesentliches gibt. Eine systematische Auswahl von Beispiels- und Übungsfällen im Anhang vervollständigt die Darstellung. Was die Methode taugt, kann erst die praktische Erfahrung zeigen. Immerhin ist zu befürchten, daß der Student bei dieser Pädagogik zwar Gesetzes- und Entscheidungstexte kennenlernt, aber überhaupt nicht mehr erfährt, wie er sich anzustellen, wo er zu suchen hat, wenn ihm ein unbekannter Fall zur Lösung vorliegt.

Ernst E. Hirsch, Praktische Fälle aus dem Handels- und Wirtschaftsrecht mit Lösungen, 2. Aufl., Verlag Franz Vahlen, Berlin und Frankfurt a. M. 1957, kartoniert.

Der herkömmlichen Gestaltung von Fallsammlungen entsprechend, werden die fast alle wesentlichen Fragen streifenden Fälle nicht im strengen Stil des schulmäßig-juristischen Gutachtens, sondern in der Form des Lehrvortrags, der Fallbesprechung, gelöst. Die Lösung richtet sich nicht immer nach der „herrschenden" Meinung; der Verfasser stellt zuweilen auch verschiedene Möglichkeiten zur Diskussion. Hinweise auf Rechtsprechung und Spezialschrifttum erweitern das Bändchen zum allgemein verwendbaren Kompendium.

Ernst Blaese, Die Förmlichkeiten der Revision in Strafsachen, Verlag Franz Vahlen, Berlin und Frankfurt a. M. 1956, 157 Seiten, kartoniert 9,75 DM.

Es gibt Bücher, deren Funktion darin liegt, daß man sie nicht liest, aber notfalls schnell zu finden und nachzuschlagen weiß. Der Student wird mit Förmlichkeiten der Revision in Strafsachen nie, der Referendar höchst selten zu tun haben. Wenn das Problem aber auftaucht, steht der Universitätsjurist den technischen Fragen der Revision meistens hilflos gegenüber. Daß die Revisionsfrist gegen Urteile, die am gleichen Tage in verschiedenen deutschen Landen verkündet werden, nicht unbedingt am selben Tag ablaufen, weil in Bayern u. U. besondere gesetzliche Feiertage den Fristenlauf hinausschieben, erfuhr auch der Rezensent erstmals beim Studium des Blaese.

Photokopien über Mikrofilm, schnell, sauber, preiswert, auch vergrößert oder verkleinert. Botendienst.
Photocopie Gesellschaft
WESTENDSTR. 47, Tel. 37641

NOTIZEN

Der Verlag Kurt Desch, München, bereitet eine deutsche Ausgabe von Eugène Ionescos Bühnenstück „Die Stühle" vor, dessen Frankfurter Premiere das Kleine Haus angekündigt hat.

°

Max Frischs Roman „Stiller" (Suhrkamp Verlag, Frankfurt) ist unter dem Titel „Je ne suis pas Stiller" in französischer Sprache erschienen. Übersetzung von Solange des Lalène. Verlag: Editions Bernard Grasset.

°

Die „Frankfurter Hefte" bringen in ihrer Januar-Nummer 1958 einen kritischen Bericht von Günter Rohrbach über die achte internationale theaterwoche der Studentenbühnen in Saarbrücken. In dem „Studententheater im Trend der Zeit" überschriebenen Beitrag heißt es über die Frankfurter:

Die intellektuell erregendsten Stücke brachten Frankfurt (Günter Grass, „Hochwasser", Uraufführung!) und Heidelberg (Arthur Adamov, „Ping Pong"). Beide wurden in der Diskussion bezeichnenderweise vom Gros der Teilnehmer abgelehnt. Zweifellos lassen sich besonders gegen „Hochwasser" eine Menge stichhaltiger Indizien anführen. Es ist ein typisches Epigonenstück und zudem mit geschmacklosen Extravaganzen überfrachtet. Dennoch horcht es am Puls der Zeit, läßt es die Unfähigkeit des heutigen Menschen, im Angesicht einer möglichen Katastrophe zu sich selbst zu finden, gespenstisch Bild werden.

Der Zentral-Verlag für Dissertationen Triltsch - Düsseldorf-B, Jahnstraße 36, druckt Dissertationen preisgünstig. — Angebote unverbindlich!

Kreuz und Halbmond contra Rot -

Es war im August des vergangenen Jahres in einem jener trostlosen Lager palästinischer Flüchtlinge nahe bei Gaza. Der Wortführer einer Gruppe junger Araber hatte mir soeben während einer vollen Stunde mit fieberheißen Augen und fanatischer Beredsamkeit den Kommunismus als die einzig mögliche Lösung für den Mittleren Osten, als das lang ersehnte Heil für die arabische Welt angepriesen, und ich fragte ihn, wie er als streng gläubiger Mohammedaner dem Evangelium aus Moskau glauben könne. Die Antwort war überraschend: „Die westlichen Kolonialmächte sind unsere Unterdrücker, unsere Erbfeinde. Die

Marokkanische Politiker der älteren und jüngeren Generation . . .

Kommunisten sind ihre Feinde. Die Feinde unserer Feinde sind aber unsere Freunde."

Diese Argumentation, die von der russischen Propaganda mit unüberbietbarer Virtuosität überall in der arabischen Welt durch Radio, Presse und Agenten verbreitet wird, hat nicht nur einen großen Teil der neuen Generation Syriens und Ägyptens „überzeugt", sondern auch weite Kreise der neuen arabischen Elite im Maghreb sind dabei, diese Gedankengänge unbesehen zu übernehmen. Das schleichende Gift roter Demagogie hat bereits Tunesien, Algerien und Marokko erreicht. Dem „roten" Islam ist vor kurzem, im Herzen des cheriffischen Reiches, ein erbitterter Gegner entstanden. Eine Aktionsgemeinschaft gegen den „roten" Islam wurde gegründet. In ihm sind die Führer der reformistischen nationalen Einheitspartei Istiqlal, ferner die Vertreter orthodoxer mohammedanischer Tradition sowie katholische Mönche vertreten.

Im Jahre 1952 ging eine kleine Gruppe Benediktiner an der marokkanischen Küste an Land. Fern von allem Verkehr, fern auch von den blutigen Auseinandersetzungen zwischen Europäern und Arabern, ließen sich die Mönche in den Zedernwäldern des Mittleren Atlas nieder. In Toumliline, im Tal von Azrou, bauten sie ein Kloster aus Beton und Plexiglas sowie ein Spital. Die Brüder des Heiligen Benedikt waren nicht gekommen, um zu missionieren. Die Mission ist heute noch im Maghreb so gut wie unmöglich, denn der Islam ist mehr als eine Religion: er ist ein Lebensstil, eine Sozialordnung. Ein Konvertit mußte daher — wenn er nicht auf der Stelle gesteinigt wurde — seine Familie und seinen Stamm, meist auch sein Land, verlassen und sich irgendwo in christlichen Landen eine neue Existenz aufbauen. Der Prior Dom Denis Martin war mit seinen Ordensbrüdern in den Atlas gekommen, um durch ein christliches Leben Zeugnis und Beispiel einer Idee der Menschlichkeit in einer von der materialistischen Heilslehre aus Moskau bedrohten Gegend zu geben. Die Mönche widmeten sich der Krankenpflege, zeigten den Bauern, wie man rationell die kärglichen Felder bebaut — und nahmen mit den Studenten der größten Universität des afrikanischen Islam, der Katouia in Fès, Kontakt.

Der Ruf der „guten Marabous" von Toumliline verbreitete sich rasch im ganzen cheriffischen Reich, und zwei grundsätzlich so entgegengesetzte Gruppen wie der Sultan mit seinen Ulemas (die Koran-Gelehrten) und die modernistischen, westlich gebildeten Führer der nationalen Unabhängigkeitspartei, entdeckten plötzlich eine Verwandtschaft ihrer Ziele mit denjenigen der christlichen Mönche. Sowohl El Medhi Ben Barka, der Chef des Istiqlal, als auch die mohammedanische Geistlichkeit, die Lehrer der Medersas und die orthodoxen Ulemas, waren seit langem wegen der Infizierung der marokkanischen Jugend durch den kommunistisch-materialistischen Bazillus beunruhigt.

Aus den ersten zaghaften Kontakten zwischen dem königlichen Palast in Rabat, der Istiqlal-Führung und den Mönchen ist der „Cours International de Toumliline" entstanden. Er vereinigte diesen Sommer während dreier Wochen 250 Personen aus 26 Nationen und vier Religionen. Die großen Universitäten Europas und Amerikas sowie die berühmtesten Hochschulen der mohammedanischen Welt hatten ihre Lehrer nach Toumliline geschickt. Vertreter der katholischen Kirche und die Würdenträger des cheriffischen Reiches, Jugendführer, Journalisten und viele Studenten ergänzten dieses einzigartige Kollegium. Es wurden Probleme der christlich-mohammedanischen Zusammenarbeit besprochen. Das Experiment von Toumliline ist zweifellos einzig in der Welt. Es entbehrt zudem nicht der Originalität, denn von diesem Boden des maurischen Reiches aus, wo heute die Versöhnung der christlichen mit der muselmanischen Welt versucht wird, sind vor 1200 Jahren die Reiterheere des Propheten zur Eroberung des christlichen Abendlandes ausgezogen.

Die Erkenntnis, daß heute der Islam und das Christentum vom gleichen Feind bedroht sind, hat sich aus den Vorträgen, Diskussionen und Seminarien dieses Sommers in Toumliline deutlich herauskristallisiert. Studenten, Gelehrte, Politiker und Geistliche aus 26 Nationen jüdischen, mohammedanischen, christlichen und schintoistischen Glaubens hörten und diskutierten drei Wochen lang mit Prof. Massignon vom Institut de France, Prof. Frye von der Harvard-Universität, Gomez vom Hispanischen Institut in Madrid, Yahya, Lehrer an der al-Azhar-Universität von Kairo, den Philosophen Northtrop aus Yale, Mekedsi aus Damaskus, Gilson von der Académie Française und dem R. P. Regis, Dekan der Universität Montreal, und anderen nicht weniger gelehrten Persönlichkeiten.

Die verantwortlichen Organisatoren des „Cours International", die Benediktiner von Toumliline, haben dieses Jahr mit Erfolg den akademischen Anstrich der Konferenz vermieden. Sie glauben, das Verständnis zwischen Muselmanen und Andersgläubigen werde am besten und zuverlässigsten durch die menschliche Begegnung gefördert. Zahlreiche Fahrten in den Atlas, die fruchtbare Ebene von Fès und sogar bis hinunter in die glutheiße Sahara, förderten in ungezwungener Begegnung menschliche Kontakte zwischen den Teilnehmern.

. . . junge Istiqlalführer und Benediktiner-Mönche schließen Zweckbündnis gegen den Kommunismus

Hat Toumliline einen praktischen Sinn, ist das seltsame Experiment der Benediktiner gelungen? Eine endgültige Antwort ist noch nicht möglich. Eines steht aber fest: Toumliline will dem „roten Islam" im Maghreb Schach bieten. Der geistige Widerstand gegen die kommunistische Heilslehre organisiert sich, wenn auch langsam, im cheriffischen Reich. Der Kampf wird heute vor allem um die neue Generation des unabhängigen Marokko, um jene 6 Millionen bildungshungriger 20jähriger, geführt. Er ist heute noch unentschieden, denn die schwere soziale Krise und die wirtschaftlichen Schwierigkeiten, die das neue Marokko bedrohen, sind die natürlichen Verbündeten des Kommunismus, dessen Ziel es ist, alle nichtkommunistischen Gesellschaftsströmungen zu zerstören.

Hans Ziegler

MARCO-POLO-REISEN
Carl-Ernst Fischer
Frankfurt/M., Zeil 47

Studentische Studienreise nach Ägypten 495,— DM, incl. Halbpension. Termin: 7. März bis 2. April 1958 (27 Tage). Reiseroute: Freiburg — Genua — Piräus (Athen) — Alexandria — Kairo — Luxor — Assuan und zurück.

Studentische Studienreise Ägypten — Hl. Land 665,— DM. Termin: 14. März bis 16. April 1958 (34 Tage). Reiseroute: Freiburg — Genua — Piräus (Athen) — Alexandria — Kairo — Luxor — Kairo — Jerusalem (Flug) — Jericho — Totes Meer — Damaskus — Baalbeck — Beirut — Port Said und zurück.

Griechenland-Vortrag (Farblichtbilder), am 20. Jan. 1958, um 20.30 Uhr im großen Hörsaal des Senckenbergmuseums. Unkostenbeitrag für Studenten 0,50 DM.

Requiem auf die Mau-Mau

Einzelheiten zur Bekämpfung der Kikuju-Bewegung in Kenia

Kenia, englisch Kenya, britische Kolonie und britisches Protektorat in Ostafrika, 582 624 qkm, Hauptstadt Nairobi mit rund 130 000 Einwohnern in einer Hügelkette direkt an der Grenze von Tanganjika. Eine erstaunlich moderne Stadt, sehr viel Neubauten, Hochhäuser, Straßenbahn, Hotels, alles im Kolonialstil, weiß bzw. hellgrau. Verwaltungszentrum. Garnisonstadt. Kavallerie, Artillerie, Infanterie. Großer Flughafen. Zentrum für Safaris. Sehr viele Weiße.

Es ist still um die Mau-Mau-Bewegung geworden. Nach und nach gehen die Farmer und die friedlichen Teile der Kikujustämme aufs Land zurück, von dem sie sich wegen der Mau-Mau in die Stadt geflüchtet hatten. Nur in den Kodo-Bergen gibt es noch vereinzelte Überfälle, aber anscheinend hat die Royal Air-Force mit Bomben und modernen Waffen im Laufe der letzten Jahre doch endlich aufgeräumt. Von der Entstehung der Mau-Mau erfuhren wir von einem Eingeborenenkommissar folgendes: Die Bergstämme der Kikuju und Kodo waren aus Platzmangel am Aussterben und konnten sich wegen Kriegernot nicht ausdehnen. Da kamen die britischen Verwalter und siedelten sie in ein großes Territorium um. Dort wuchs der Stamm innerhalb weniger Jahre beinahe auf das Zehnfache, die Männer suchten sich auf Farmen und in der Stadt Arbeit, die Kikuju wurden halbzivilisiert. Aber sie durften in der Vorstadt nur in Barackenlagern leben. Daraus entstanden Haß und Neid auf den Reichtum und auf die Freiheit der Weißen. Eines Tages bildete ein sehr gefährlicher Kikuju-Redner, M'Kaonga, die sogenannte Ostafrikanische Union. Ihm zur Seite einige Leute, deren Namen uns entfallen sind, die aber nur halb so wichtig und gefährlich waren. Er rottete die Kikujus zusammen und beschimpfte die Weißen öffentlich, bis die Regierung die Union offiziell verbot. Darauf bildete sich die Untergrundbewegung der „Mau-Mau", d. h. die „Vereidigten".

Man zog zu den heimlichen Treffen alle Jugendlichen des Stammes, redete ihnen falsches Zeug ein, schürte ihren Haß und zwang sie, teils unter grausamen Foltern, den Eid des unbedingten Gehorsams abzulegen. Zauberer und Medizinmänner des Stammes nahmen die Eide ab. Zu den Zeremonien gehörten dabei zum Beispiel das Trinken von Blut, das Kauen von Därmen und das Kochen und Essen menschlichen Samens. Im Gespräch mit einem Kikuju, der in einem Kaufhaus Fahrer ist, konnten wir feststellen, daß trotz des christlichen Einflusses die Kikujus und Kodos sehr abergläubische und leicht zu beeinflussende Wesen sind. Als eine der ihnen eingeredeten furchtbaren Wirkungen, wenn sie ihren Mau-Mau-Eid brechen, glauben sie zum Beispiel, daß sich ihr Geist verwirrt und nie mehr an Wasser denkt, so daß sie verdursten müssen. Beweist dies nicht ihre hochgradige Einfalt? Sie sind breitschultrig, groß (jedenfalls die meisten), sehen (soweit wir welche zu sehen bekamen) gutmütig aus, sind aber unerhört grausam, blutdürstig und mit der Landschaft geradezu unwahrscheinlich verwachsen.

Und 1952 brach es dann los. Missionare, Farmer mit Familien und Händler wurden tierisch abgeschlachtet. Aber auch den Weißen freundlich gesinnte Eingeborene. Insgesamt starben rund 1100 Weiße und doppelt so viele der Nicht-Mau-Maus. Bald wurden nun um alle Farmen Stacheldrahtverhaue errichtet, dazu Maschinengewehrtürme. Man ging nur noch in Trupps und schwerbewaffnet. Die schwarzen Fabrikarbeiter lebten in gesicherten Lagern zusammen. Englische Polizei, Soldaten und Luftwaffe nahmen den zuerst ergebnislosen Kampf auf. Dann setzten sie Hunde und eingeborene Führer ein, bildeten Eingeborene an Maschinengewehren aus, steckten die Dschungelschlupfwinkel mit Brandbomben und Napalm an und räucherten sie mit Flammenwerfern aus. Nach und nach wurden die Kikujus zusammengetrieben, und sie ergaben sich. In Riesenlagern wurden die Tausende und aber Tausende Gefangenen zusammengestopft. Die meisten kämpften nicht mehr aus Haß, sondern nur aus Angst vor dem Eid und seinen Folgen. Deshalb genehmigte die britische Regierung in den Gefangenenlagern einen sogenannten Reinigungseid, der wieder von Zauberern mit Geheimniskrämerei ausgeführt wurde. In eine Stockpyramide werden von allen Seiten Zauberhölzer quer durchgesteckt und allerlei übelriechendes Gewächs verbrannt. Nach diesem Anti-Mau-Mau-Eid fühlten sich die Befreiten besser. Jedenfalls ist langsam Ruhe eingekehrt. Man kann wieder fast überall hin, die Landwirtschaft und der Wiederaufbau gehen weiter. Allerdings trifft man dauernd starke Patrouillen.

(Nairobi, im November 1957)

Leserzuschrift:

Duplik

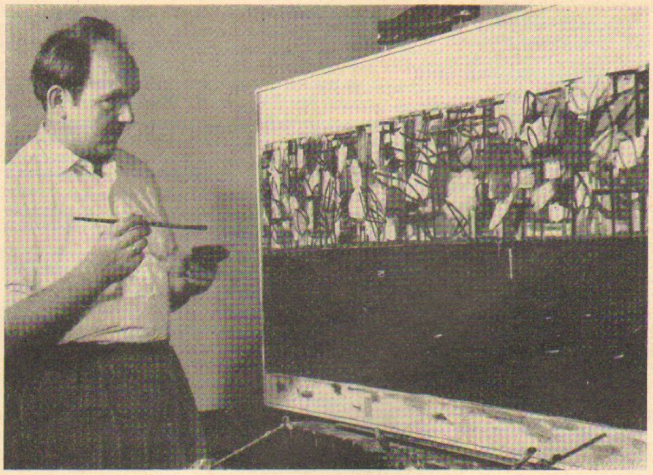
Nicht „irgendwo im Hessischen", sondern in der Dezemberausgabe des DISKUS stand auf Seite 15, daß es „natürlicher Ausdruck des kindlichen Spieltriebes in der Gemeinschaft" und oft besser sei, sich „die Birnen mit Fäusten im Spiel weich als mit Worten im Ernst" zu klopfen. Nicht nur der Psychologe und Pädagoge — auch der Mensch, der es sich angelegen sein läßt, daß unsere Jugend in einer wirklich einwandfreien, moralischen und untadeligen Weise erzogen werde —, sie alle werden eine solche „Sprachregelung" (geschweige denn Praxis) als überaus unnatürlich und allen pädagogischen Regeln zuwiderlaufend empfinden. Und so scheint es mir, daß es nicht gerade G e l ä n d e s p i e l e sein müssen, die „Phantasie und . . . Erlebniswelt des Jungen" anzuregen und ihnen zu „entsprechen". Denn, ist das Geländespiel nicht völlig verselbständigt, aus dem Rahmen einer bestimmten geistigen Grundhaltung herausgerissen worden? Ist es denn nicht längst schon kein S p i e l mehr und muß es nicht dabei — ähnlich dem sich herangebildeten und hochgezüchteten Leistungssport — unbedingt einen S i e g e r geben, der dem Verlierer dann „das Gesicht verschmieren" darf?

Man sollte es deshalb einem Menschen, wenn er die eigenartige pädagogische Methode christlicher Jugendverbände als äußerst unangebracht und für eine demokratische Erziehungsweise ungeeignet empfindet und sie kritisiert, nicht zum Vorwurf machen, wie es bei Herrn Erich Faßbender geschah. Im Gegenteil: jeder Andersdenkende, der den Haudegen als den wahren Helden hinstellt, wird unweigerlich in den Verdacht geraten, daß er physische und solche in Technik transformierte Kräfte als die wahre Phalanx einer Jugend (und wahrscheinlich darüber hinaus) ansieht. Es wäre doch wahrlich viel besser, die Jugend im G e s p r ä c h , in der D i s k u s s i o n , zu üben, als sich ihr die „Birnen" klopfen zu lassen. Jung gewohnt — alt getan: das ist bislang bei uns der allgemeingültige Erfahrungssatz. Kann man denn das nicht ändern? Und muß man nicht gerade bei der Jugend damit anfangen?

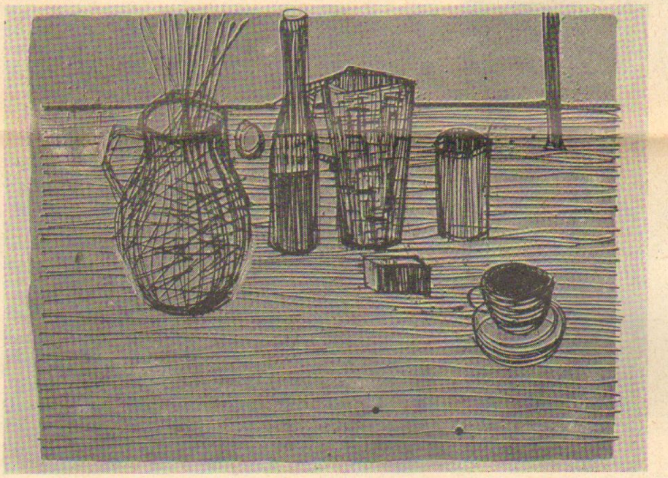
Waldemar Kunath

GRAPHIK

Gerhard Hintschich

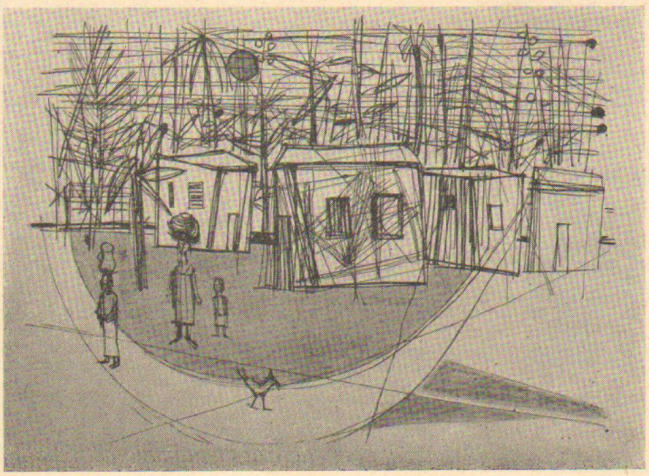


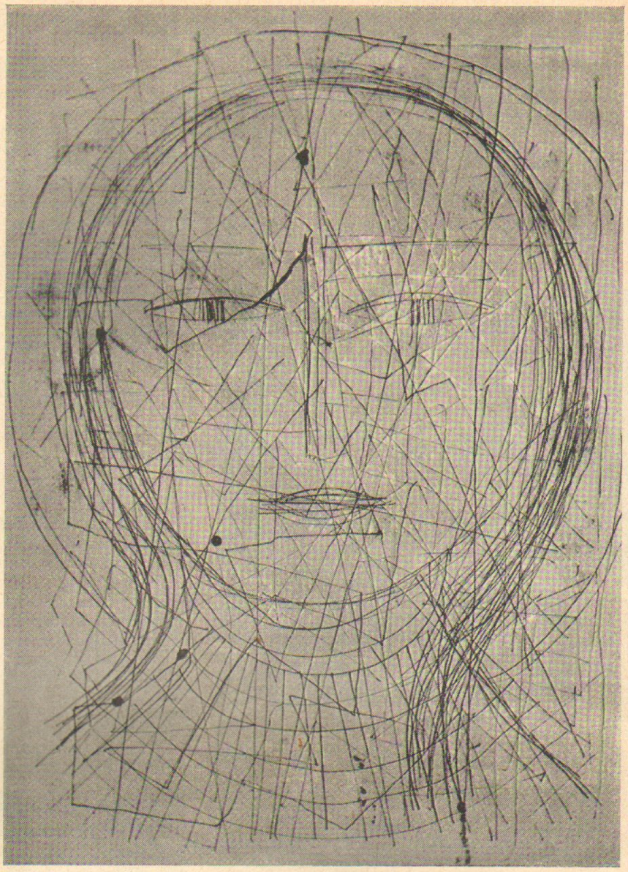
Der Strudel Licht folgt mir über den Platz,
Der Weihrauch-Qualm
Steigt aus den vier Hörnern meiner Bett-Pfosten,
Der Wasserstrahl des goldnen Lichtes trägt uns aufwärts
durch die Decke;
Umleckt von der gold-farbenen Lohe steig ich herab
durch den Äther.
Der Silberball formt sich in meiner Hand,
Er fällt und rollt zu deinen Füßen.



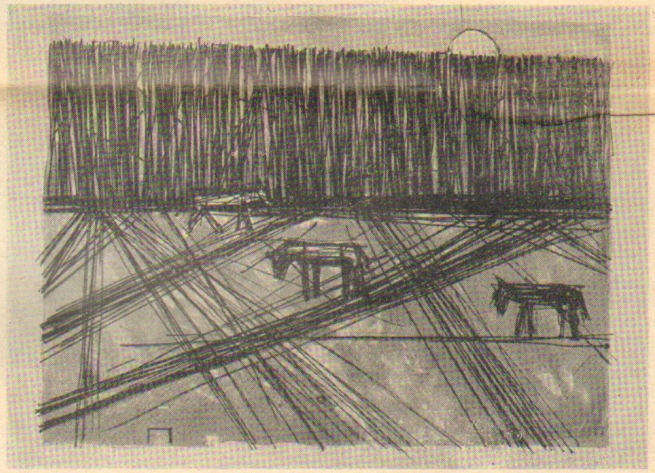
Erkannt hast du die Flammen-Klingen,
Das Flattern der scharfkantigen Sandalen.

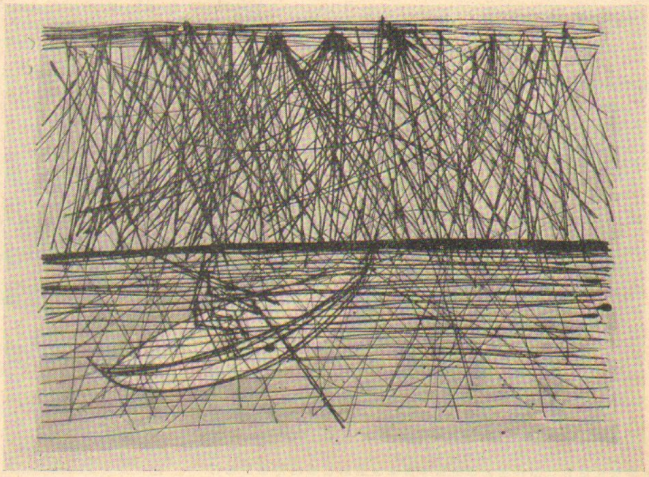
Die hüllende, leckende Helle
Hat vor dir in der Luft gehalten.
Erkannt hast du das Laub der Flamme.





Der Ball ist wirbelnd aufgegangen,
und du wirst in die Himmel aufgerafft,
Umschlossen bist du nun von meinem Saphir.
Io! Io!



Die drahtigen Bänder eingerollter Farbe steigen mir aus
den Fingern;
Ich habe den Wind um deine Schultern gelegt,
Und das schmelzende Metall deiner Schultern
biegt sich in die Drehung des Windes,
AOI!

Verse: Ezra Pound
Fotos: S. Birkner